DER QUERSCHNITT

VI. Jahrgang Heft 9

INHALTS-VERZEICHNIS

v Gulat-Wellenburg . . *Okkultismus eine psychiatrische Angelegenheit?*
W. Sachs . . . . . *Magnetopathie*
Benno Bardi . . . . . *Auf Stimmfang in Ägypten*
„ „ . . *Aus der Ägyptischen Suite: Bauchtanz*
Heinrich Zimmer . . . . . *Elefantologie*
„ „ . . . . . *Der Heilige und die Elefanten*
Sergej Jessenin . . . . . *Zwei Gedichte*
Michel Leiris . . . . . *Paris — Minuit*
M. Schmahl und Dr. Augusta v. Oertzen . . . . . *Erblicher Dandysmus*
Viola Tree . . . . . *Londoner Typen — Was ist „Nice"?*
Felix Buttersack . . . . . *Saison-Ende bei van Dongen*
Shane Leslie . . . . . *Eton Boys*

Bücher-Querschnitt / Sammel-Querschnitt
Marginalien / Das Ausland

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

Beilage: Die wichtigsten Auktionspreise (Verzeichnis 2)

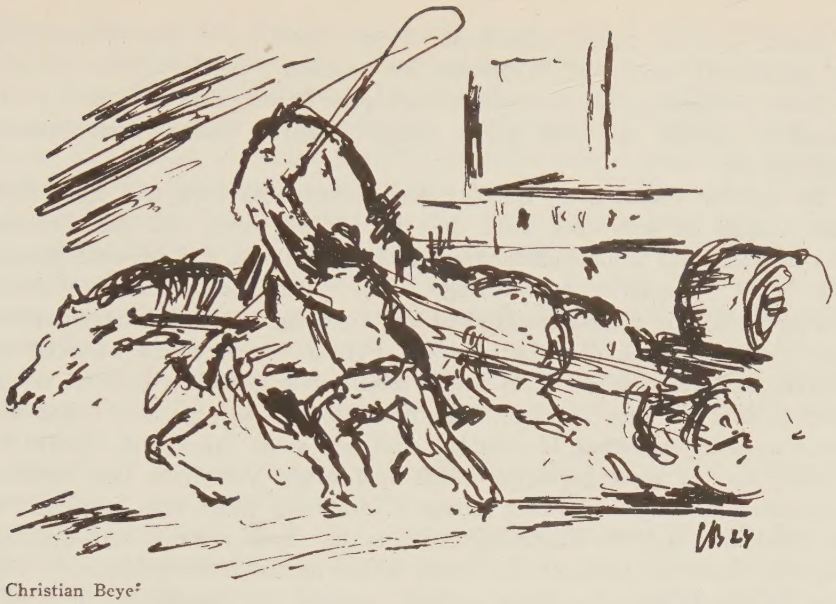
*

Umschlagbild nach einer Zeichnung von André Derain

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Berlin
Für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich in Österreich: Ludwig Klinenberger, Wien
In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag

DÜSSELDORF 1926
MAI
OKT
SCHWARZKOPF
GROSSE AUSSTELLUNG
GESUNDHEITSPFLEGE
SOCIALE FÜRSORGE
LEIBESÜBUNGEN
Verbunden mit der Düsseldorfer
Kunstausstellung



Christian Beyer

OKKULTISMUS, EINE PSYCHIATRISCHE ANGELEGENHEIT?

Von

v. GULAT-WELLENBURG

Der Tatsachenfrage galt bisher der Streit der Meinungen im Okkultismus — jenem Versuch, das Wissen von der Naturbeobachtung widersprechend erscheinenden Vorgängen zu einer Wissenschaft zu erheben.

Auch die Skeptiker bestreiten nicht, daß der Augenschein in Sitzungen mit gewissen Versuchspersonen, Medien genannt, teils Bildungen sehen läßt, die anscheinend aus dem Nichts stammen (Materialisationen), teils Bewegungen von Dingen erkennen läßt, die anscheinend ohne Berührung Lagerveränderung erleiden (Telekinese).

Die okkultistischen Forscher erklären solchen Augenschein als Beweis für das Vorhandensein von unserer Naturbeobachtung widersprechenden Erscheinungen. Die Gegner lehnen ihre Beweisführung ab.

Wenn und wo immer es gelang, solche „Materialisationen" im Blitzlicht zu photographieren — bei den Sitzungen herrscht Dunkelheit oder höchstens schwersichtiges Rotlicht — wiesen die Platten schwerste Anzeichen auf, daß die nüchtern registrierende Linse ein aus irgend welchen banalen Stoffen hergerichtetes Ding beäugt hatte. Hatte es bei „Telekinesen" geblitzt, so hatte die Linse Fäden oder gröbere Verbindungsmittel zwischen Medium und bewegtem Objekt entdeckt, die den Anblick bekannter Materie boten. Konnte des raschen und unvorhergesehen eintretenden Vorganges wegen nicht geblitzt werden, so war die Eigenart der Bewegung der Objekte doch dergestalt, wie wenn sie durch natürliche Verbindungsmittel bewegt würden.

Solche von der Linse aufgedeckte banale Stoffe und Verbindungsmittel und manchmal auch von Skeptikern im raschen Zugriff erfaßte Behelfe, worunter gelegentlich des Mediums höchsteigene Person, Fuß oder Arm waren, schreckten solche, die sich gerne hätten belehren lassen, von weiterem Bemühen ab.

Bei den im Okkultismus bekannt gewordenen Forschern und einer Reihe ihrer Zeugen ist dem aber nicht so. Sie bleiben dabei, daß das Ertappen eines Mediums auf Schwindelmanövern nicht ausschließe, daß dasselbe Medium auch echte Phänomene hervorbringe. Sie wollen diesen Beweis dadurch erzwingen, daß sie die Halbsichtigkeit der Vorgänge in den Sitzungen stufenweise verbessern und die Kontrolle der Person des Mediums während der Wirkungszeit verschärfen. Und dieses lobenswerte Bemühen hat mit unendlicher Geduld bis zum heutigen Tage die Sache so weit gefördert, daß man immer noch in demselben Halbdunkel sitzt und seine Sinne und Glieder zur Prüfung nur in ganz geringem Maße und unter Vorwissen des Mediums heranziehen darf. Das darüber hinaus Nichtdürfen rührt vom Medium her. Das Medium regelt die Kontrollgrenze; es hat doch seine außerordentliche Empfindlichkeit als höchsten Ausdruck seiner medialen Veranlagung! Wird diese Empfindlichkeit irgendwie verletzt, versagt die Begabung. Aber doch kam es durch den Streit im Okkultismus bis heute so weit, daß sich zwei Lehrsätze dieser Wissenschaft haben finden lassen, nämlich:

1. wissenschaftsgültige Ausschlußbedingungen von Betrugsmöglichkeiten durch Kontrolle verhindern das Eintreten okkulter Phänomene.

2. proportional der Lockerung der Kontrolle nimmt die Häufigkeit des Augenscheines okkulter Phänomene zu.

Dieses Ergebnis einer Forschung, die schon in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Amerika ihren Ausgang nahm, und das heute nun in Europa erreicht ist, befriedigt durchweg die Partei derer, die sich gerne belehren lassen wollten. Die okkultistischen Forscher aber befriedigt es nicht.

Es gibt Forscher im Okkultismus, die sich auf die Beobachtungserfahrungen eines Lebens berufen. Das verhindert nicht, daß auch diese in nachgewiesenen Fällen schlimm getäuscht worden sind. Also schließt selbst die berufene Erfahrung das Betrogenwerden nicht aus. Manche unter den Forschern sind gewichtige Gelehrte verschiedenartigster Disziplinen; manche, die es nicht sind, fanden für ihre Beobachtungen in den von ihnen veranstalteten Sitzungen Zeugen anerkannter Gelehrsamkeit, die jene Ungewöhnlichkeit und Unerklärlichkeit des Augenscheines bestätigen.

Dies erst hat dem Streite gerade in den letzten Jahren Bedeutung verliehen; denn auf diesen Zeugnissen wurden philosophische Spekulationen und neue Weltanschauungsversuche aufgebaut.

Nun ist man gewöhnt, daß durch variierende Anordnung wiederholbarer und modifizierbarer Experimente schließlich — und genügend Zeit dazu, sowie genügende Häufigkeit von Versuchen liegt hinter der okkultistischen Forschung — eine restlose Entscheidung einer Tatsachenfrage erreicht wird. Wenn es schon zur grundlegenden Bedingung für das Zustandekommen von okkulten Erscheinungen gehören sollte, daß die Experimentatoren im Dunkeln

arbeiten, dann gibt es Registriermethoden genug, die in jeder Phase eines Versuches nachweisen, was die Versuchsperson getan oder nicht getan hat. Auch völlige Finsternis fürs Auge im Versuchsraum ließe kinematographische Festhaltung der Vorgänge vermittelst ultravioletter Durchstrahlung des Raumes zu. Wirkte tatsächlich kurzwelliges Licht auf die Augen des Mediums entwicklungshemmend auf seine mediale Leistung, so könnte das Medium auch subjektiv im Dunkeln gehalten sein durch Tragen einer gelben Brille bei violetter Erleuchtung des Raumes. Bei solcher Anordnung sähen die Augen der Beobachter ungehindert. Endlich aber hat doch die häufige Aufdeckung der Betrugstechnik der Medien durch Blitzlichtaufnahme und durch gelegentlich überraschenden Zugriff genug Fingerzeige gegeben, daß man bei laxerer Kontrollbedingung die Wahrnehmung eines unerklärlich erscheinenden Vorganges nicht für den Nachweis des Bestehens einer okkulten Kraft halten darf.

Bei dieser Sachlage scheint es niemand mehr verständlich, warum die Entscheidung nicht gefallen ist.

Die „Forschung", d. h. das immerzu Sitzung um Sitzung Abhalten mit schon hundertfach durchgeprüften Medien, die immer wieder dieselben Vorgänge sehen lassen, dauert nämlich an. Sie werden von den Forschern immer wieder neuen Zeugen gezeigt. Dies kindliche Einerlei, daß erwachsene Menschen stundenlang im Dunkeln sitzen und nur des Lärmes wegen beliebiges Zeug plaudern oder singen müssen, einander an den Händen halten, um dann ganz plötzlich, unvorbereitet im Halbdunkel bewundern zu sollen, daß äußerst ein Meter vom Sitze des von einem Beisitzer gehaltenen Mediums entfernt ein Taschentuch oder ein Stab auf einem Tischchen in Bewegung gerät oder der Auslöshebel einer Spieluhr von Halt auf Gang gesetzt wird, wird wacker weiter gemacht. Und, o Mißgeschick! früher waren Telekinesen wenigstens dem Augenschein nach unsichtbare Ingangsetzungen von Objekten gewesen — nun aber haben, höchst interessant!, sehr raffinierte Beobachter doch erspähen können, daß solche Gegenstände von etwas undeutlich erkennbarem Körperlichen erfaßt und bewegt werden. Telekinese funktioniert also, wie man jetzt gewahr wird, auch durch „Materialisation" eines greifenden körperlichen Etwas. In der ganz finsteren Zone zwischen dem im Rotlicht liegenden, bewegten Objekt und zwischen dem ganz im Finstern sitzenden Medium erspäht man allerdings auch jetzt noch keine Verbindung. Solange solche Erfahrung neu ist, mag, wenn man unter vielen Menschen einer der wenigen ist, die über ein „Medium" verfügen, man sich erst auf ein Mittel besinnen, das diese Merkwürdigkeit näher ausdeutet. Der Stiel einer Klingel wird also heimlich rot gefärbt. Die mediale Kraft schwingt diese Klingel hörbar und sichtbar im roten Lichtkreis einer Lampe und man sieht an ihrem Griffe auch ein dunkles körperliches Etwas. Aber das Medium sitzt doch einen Meter abseits von einem Beisitzer festgehalten, ohne erspähbare Verbindung mit jener schwingenden Klingel im Finstern. Die Prüfung ergibt, am Klingelstiel fehlt Farbe, diese ist in deutlichen Abwischstreifen an der Hose des Mediums angelangt und letzte kleine Spuren der Farbe sitzen auch an seinen Nägeln. Die

theoretische Durchdringung dieser Beobachtung führt dann zur Erklärung seitens eines richtigen Gelehrten, und besagt: die zum Zwecke der Ingangsetzung der Klingel aus dem Körper herausgesandte und an ihrem Endpunkt zu einem Greiforgan materialisierte Kraft hat die Klingel am Stiel erfaßt und ist am Oberschenkel wieder in den Körper des Mediums zurückgegangen; deshalb mußte dort die Farbe an der Hose zurückbleiben. Die Spuren unter den Nägeln des Mediums wurden, scheint es, bei dieser Erklärung übersehen.

Nun — warum soll nicht einmal ein Gelehrter bei einem uns anderen Menschen einfacher liegend erscheinenden Vorfall merkwürdig anmutende Gedankengänge gehen? In der okkultistischen Literatur und in den mündlichen Auslassungen ihrer Vertreter sind solche Gewundenheiten aber häufig. In Situationen, in denen jeder Laie aus spontan entstehendem innerem Bedürfnis die Sachlage durch plötzliches Hinleuchten und Zugriff endlich eindeutig zu entscheiden sich genötigt fühlte, werden gequälte Hypothesen erfunden und offenbar auch als zufriedenstellend empfunden. Die Literatur zeigt, daß diese Art des Denkens bei den inveterierten Forschern völlig zur Regel geworden ist, und selbst mehrfach zugelassene Zeugen bekunden Neigung, solche Gedankenvolten mitzumachen.

Hier liegt offenbar ein Merkmal, dessen ursächliche Aufschließung das Verständnis der bisherigen Unbegreiflichkeiten im Okkultismus klärt. Die Erfahrung ist ja nicht neu, daß der Beruf und der Umgang dem Menschen ein gut Teil seines Gepräges gibt.

Einmal kann die Art der Materie, mit der der Forschende sich beschäftigt, eine Veränderung seines Denkens zur Folge haben. Oft ist es aber auch so, daß bestimmten Gebieten des Denkens nur bestimmt vordisponierte Menschen sich zuwenden. Gewissen Gedankensystemen hat von jeher eine besonders anziehende und suggestiv wirkende Kraft innegewohnt. Es sind besonders jene, die das Gepräge des Geheimnisvollen an sich haben. Was als „geheimnisvoll" angesehen wird, ändert sich mit dem Stande der geistigen Entwicklungsstufe des Menschen.

Immer im jeweils geheimnisvoll Erscheinenden liegt die Suggestivkraft, auch zugleich Stimulanz der Phantasie. Diese veranlaßt, daß der Boden der Systematik verlassen wird. So kommt es zum Aberglauben. Bei den okkulten Experimenten hat es der Forscher mit einer äußerst vexatorischen Materie zu tun. Diesem Umstande und ihrer Tendenz das Geheimnisvolle, über unsere Sinnenwelt Hinausreichende erschließen zu wollen, ist es zuzuschreiben, daß die mit der Forschung sich intensiv Befassenden affektiv infiziert werden; die Objektivität der Betrachtung verlieren. Ordnet der Forscher aus eigenem vorbeugenden Willen die Versuche an, wartet er und seine begierigen Zeugen, denen er die Wunder vorweisen will, die halben Nächte vergebens. Das nennt man negative Sitzungen. Weist ihm aber das Medium durch letzte ausschlaggebende Aenderung der Versuchsanordnung den Weg, Phänomene zeigen zu können, dann liegt die Frage der Beweiskraft des Versuches wieder im argen.

Die mit der immer aufs neue wiederholten Mühe und Geduldsprobe sich steigernde Wunscheinstellung auf ein bestimmtes Endresultat der Forschung, woran auch Ehrgeiz sein Teil mitwirkt, spielt unbewußt jene verhängnisvolle

Franz Graf Schaffgotsch

Rolle, die dann auch solche unmöglichen Erklärungshypothesen gebiert. Wenn dem Suchenden das Ziel besonders wertvoll geworden und ans Herz gewachsen ist, wenn eine lange Jahre hindurch gehegte Hoffnung ihn sich hat hineinleben lassen in das Problem, so wird instinktiv auch schließlich alles abgelehnt, was die Hoffnung auf Erreichung des Zieles illusorisch machen konnte. Diese Denkverwandlung gerade hindert deshalb den okkultistischen Forscher auch an dem sofortigen Zugreifen da, wo jeder Unbefangene die Lösung der Frage als nur im augenblicklichen Handeln gelegen erkennt und als selbstverständliche natürliche Reaktion für notwendig empfindet.

Der okkulte Forscher rennt hinter seiner a priori gefühlsmäßig bedingten Theorie her; er versucht sie nur durch Experimente zu stützen. Sprechen aber

Ergebnisse dagegen, so lehnt er diese sich nicht einfügenden Beobachtungen ab oder denkt sie um.

Die eingehende Kenntnis der okkultistischen Literatur, auch der modernen, die sich mit hochwissenschaftlich klingenden Begriffsprägungen den Anschein gibt, ganz nüchtern Naturkräfte zu erforschen, zeigt nur zu deutlich, daß ihre Meister hinter den angeblichen Phänomenen das Wirken von Intelligenzen wittern. Dies wird zwar nicht offen zugegeben, aber in Kreisen der Intimen spricht man doch davon, daß heute die oder jene Intelligenz (meist betrifft es Verstorbene) sich in den Phänomenen des Mediums manifestiere. Da solches Denken aber als unwissenschaftlich gilt, gar zu spiritistisch ist, so jongliert man mit dem Begriff eines „abgespaltenen Ich" des Mediums, das als geistige Kraft selbständig all die kleinen Scherze ausführt.

Auch wenn dann Betrug des Mediums evident wird, hat es ihn unbewußt verübt. Seine zweite Personifikation ist dafür verantwortlich. Aber nun sind doch all diese Dinge bisher nur Voraussetzungen; daß sie existieren und sogar handeln können, ist doch bisher nur Ziel der Forschung. Die okkultistischen Forscher arbeiten mit ihnen aber wie mit gegebenen Größen. Man befindet sich also auch bei den modernen Forschern des Okkultismus der Tatsache gegenüber, daß man an ein Milieu des Glaubens streift, daß Befangenheiten vorauszusetzen sind, die bei naturwissenschaftlichen Forschern sonst nicht vorkommen oder in bezug auf das Untersuchungsgebiet keinen Einfluß ausüben können. Daß Okkultes im Sinne des Transzendenten existiert, ist solchen Naturen ein innewohnendes, gefühlsmäßig bedingtes Wissen; sie wollen es durch Experimente gewissermaßen nur demonstrieren. Das Experiment ist hier also nicht mehr vorbehaltloser Versuch. Die Prämisse, von der aus geforscht wird, ist schon ein integrierender Teil des Forschungs- und Beweiszieles.

Solche Geistesgeartetheit kann beim Menschen von Natur aus bedingt sein. Wir finden sie überall, wo eine sektierende Lehre geglaubt, kultiviert und mit Fanatismus propagiert wird. Aber diese Art Mentalität bildet sich oft auch an einem bisher davon freigewesenen Menschen heraus und ist in ihm dann ein unwillkürlich Gewordenes.

Unter dem Einfluß eines induzierten Gedankens — also z. B. durch die Einrede eines Vertrauten — entsteht bei Empfänglichen über anfängliches Erwachen des Interesses, durch fortgesetzte Beschäftigung in der Gedankenrichtung, unter Befestigung derselben durch Lektüre und Verkehr mit gleichgerichtet Interessierten, eine Ueberzeugung, als eine die ganze Persönlichkeit schließlich überlagernde Idee. So verfällt der Suchende der Suggestion. Er selbst ahnt nicht, wie die bisherige Freiheit seiner Deliberation gegenüber den Belangen dieser induzierten, nun ins Ueberwertige gesteigerten Idee bei ihm abnimmt. Infolgedessen scheinen sich ihm die Erlebnisse und Beobachtungen alle passend in seine Idee einzuordnen, er wandelt also eigentlich in einem Wahn. Es ist in einem Ausschnitt seines Geisteslebens eine Art von Traumwandel eingetreten. Solche Menschen haben durch ihre nicht zu erschütternde Ueberzeugung auch die Kraft, andere, selbst minder empfängliche, in dieselbe Einengung zu bringen. Man begegnet ihnen auch unter den Führern politischer

Neuerung. Steht der okkulte Forscher unter solcher Suggestivwirkung, so sehen wir seinen Einfluß auch auf Zeugen und Beisitzer wirken. Ganz vorsichtige und skeptische Besucher selbst lassen sich von ihm allzuleicht verführen, Zeugnisse auszustellen über Vorgänge, die ihnen bisher ganz undenkbar und gegen die Ueberzeugungen ihrer bisherigen Weltanschauung erschienen sind, über Vorgänge, von denen sie gleichzeitig zugeben, sie infolge Dunkelheit und Lärmstörung nur mit halben Sinnen wahrgenommen zu haben.

Ueber diese Zusammenhänge hat Christian Bruhn erst neuerlich eine Schrift geschrieben „Gelehrte in Hypnose" (Parus-Verlag, Hamburg). Der Ausdruck Hypnose ist dabei schief gewählt. Die Arbeit selbst aber beleuchtet scharf aus der Autoren eigenen Worten diesen eigentümlichen Zustand der Verwandlung ihres Denkens.

Auch an Psychosen Leidende haben sich als Forscher in Okkultismus betätigt. Im Krankheitsbilde der Paranoia ist es gelegen, die Beobachtungen in der Außenwelt in das System des Wahnes hineinzubeziehen, sie ausschließlich von dem wahnhaften Gesichtswinkel aus, unter dem der Kranke die Dinge sieht, zu beurteilen. Keine Evidenz vermag den Paranoiker von seiner Beziehungsdeutung abzubringen. Hans Rosenbusch hat die Untersuchungen des unglücklichen englischen Professors der Mechanik, W. J. Crawford, die dieser ein Jahrzehnt an Kathleen Goligher durchführte, uns übersichtlich zugänglich gemacht in dem Werke „Der physikalische Mediumismus" (Herausgeber Dessoir, Verlag Ullstein). An Crawfords Art, zu „forschen", wird im Tragikomischen deutlich, wie nahe aneinander die verschiedenen Arten der okkultistischen Forschung vorbeistreifen.

Die Untersuchungen im Okkultismus sollten also doch wohl über die Tatsachenfrage hinausgehen.

Goldberg

MAGNETOPATHIE

Von

W. SACHS

Wann und wie ich zur Erkenntnis meiner Kräfte kam, will ich hiermit kurz erläutern: In meiner Jugend merkte ich von den mir innewohnenden Kräften überhaupt nichts. Sie mögen vorhanden gewesen sein, kamen aber erst durch eine schwere Verwundung, verbunden mit einem Nervenschock, zum Ausbruch. Die Veränderung merkte ich nur daran, daß Verwundete z. B. durch Handauflegen beruhigt wurden und Schmerzen verloren. Erst in Gefangenschaft wurde ich auf seltsame Weise in das Ganze eingeführt. Ich wurde in England als Dolmetscher an einem Lazarett verwandt, dessen Chefarzt ein Yoghi war, der in Oxford studiert hatte. Ich mußte jeden Tag mit ihm zu den Verwundeten, um die Wünsche der Kranken und seine Anordnungen zu übermitteln. Bei diesen Gängen wunderte ich mich, daß der Inder mich immer von der Seite ansah und mich eingehend prüfte. Eines Tages trat er auf mich zu, ob ich wüßte, was für Kräfte in meinem Körper schlummerten. Ich verneinte dies, worauf er mir sagte, daß ich ganz außergewöhnliche, bei der blonden Rasse von ihm noch nicht entdeckte suggestiv hypnotische Kräfte und seltsame Ausstrahlungen besäße. Ich möchte doch mal zu ihm kommen. Froh, in dem schweren, geisttötenden Gefangenenleben eine Abwechslung zu finden, sagte ich zu und begab mich eines Nachmittags zu ihm. Nach genauer Untersuchung bestätigte er seine gemachten Aeußerungen und schlug mir vor, mich auszubilden, wenn ich daran Interesse hätte. Ich nahm das von der leichten Seite als Spielerei, bis mir allmählich durch das dauernde Trainieren und Ueben die seltsame Verwandlung in meinem Körper bewußt wurde. Leicht war die Ausbildung nicht. Sechs Stunden am Tag außer den freien Uebungen waren die größte Geduldsprobe. Von dem Stählen des Blickes angefangen bis zur Beherrschung der gesamten Nerven und damit des ganzen Körpers an Hand der Yogha-Atem- und Willensübung unter dem mächtigen Einfluß des Inders vergingen beinahe eineinhalb Jahre. Endlich kam die Prüfung und dabei das Erstaunen über die eigenen Willenskräfte. Das Brennen des Körpers, das Durchstechen des Fleisches usw. gingen ohne Schmerzempfinden und ohne Anstrengung vorüber, das Wirkenlassen der Kräfte auf andere ging spielend. Durch den Inder wurde ich mit der Behandlung der Kranken betraut. Zu schnell nun kam die Stunde der Befreiung, die mich zum weiteren wieder nach der Heimat brachte. Welcher Art diese Kräfte sind, und wie sie wirken, will ich nur noch kurz ausführen.

Yoghi, — — ein den meisten Menschen bekanntes Wort, verbunden mit dem Gefühl von etwas Drohendem, Unheimlichem, und doch so wesensfremd und unbekannt in seiner Wirklichkeit. So will ich denn, selbst durch die Yoghi-Schule gegangen, eine allgemeinverständliche Erklärung dieser Anschauung und ihrer Wirkung geben. Sie fußt in vielem auf uns längst Bekanntem, nur ihre Anwendung und Wirkung ist neu, da ein strenges Geheimhalten die Existenz dieser lediglich auf religiöser Basis beruhenden Weltanschauung sichert. Der Grundgedanke ist das Strahlenprinzip. In jedem Körper befindet

Aus Christoffel, Holbein

Hans Holbein d. J., Die Gattin eines Hofbeamten Heinrichs VIII.

Japaner im Theater

Metropolitan Photo

Der größte Trommler der britischen Armee
(6 Fuß 5 Zoll hoch)

Der Prinz von Wales

Topical Photo

Englischer Kohlenhauer nach Feierabend

Der Prinz von Wales

Atelier Schenker

W. Sachs

Turkmene

sich ein lebenerzeugender Strahlenkörper, dessen Strahlenkraft beim Tode erlischt, da er entweicht. Das eigentliche Yoghi-Prinzip ist die Nutzbarmachung dieser Strahlen, in geringem Maße zur Hilfe für den Nächsten, als Hauptzweck zur Selbstmeisterung und Selbstkasteiung des Körpers für ein besseres Jenseits. Es ist völlig irrig, anzunehmen, daß bei den orientalischen Völkern die Strahlenkräfte in erhöhtem Maße vorhanden sind. Diese wurden nur hervorgerufen durch die außergewöhnlichen Leistungen, die auf jahrhundertelanger Kultur beruhen. Die von jedem Körper ausgehenden Strahlenbündel setzen sich zusammen aus Strahlen sämtlicher vorhandenen Organe sowie deren Nebengebilde. Die Strahlenbündel selbst sind erfaßbar und können zergliedert werden, wodurch sich Einzelstrahlen ergeben und somit besondere Bilder. Jedes Organ im Körper hat sein eigenes Strahlenbild, das Strahlengefüge aber ist bei allen Menschen gleich: Da das Strahlengefüge bei allen Menschen gleich ist, so findet man bei allen Menschentypen beider Geschlechter dieselben Bilder, so zum Beispiel für den Kopf des Mannes wie der Frau ein Kugelbild. Erscheint bei einem Menschen dieses Bild nicht, so ist das betreffende Organ erkrankt. So wie jedes Organ hat auch jede Krankheit ihr eigenes Bild, so daß man auch daraus durch die Strahlenzerlegung die Krankheit erkennen kann. Die Strahlenwirkung variiert. So treten bei einem Kopfarbeiter aus dem Strahlenbündel die Kopfstrahlungen besonders hervor und diese wieder wirken auf den Mitmenschen beeinflussend! Die Strahlenweite ist unbegrenzt, daher spielt die Raumentfernung keine Rolle. Folgendes Beispiel möge zur Erläuterung dienen: Eine vor Jahrzehnten geschriebene Karte, in der die Strahlung des betreffenden Schreibenden enthalten ist, wurde auf ihre Strahlenwirkung untersucht. Bei dem Zerlegen des Bildes ergab sich, daß der Betreffende sich jenseits des Ozeans aufhalten müßte, ferner, daß der Betreffende verheiratet war und zwei Kinder hatte. Sein Gesundheitszustand zeigte ein schweres Krankheitsbild. Die auf diese Untersuchung erfolgten Nachforschungen ergaben die Bestätigung dieses Bildes. Besondere Eigenarten der Strahlen wurden dadurch erkenntlich. Sie bilden also eine ununterbrochene Linie, ohne Rücksicht auf Zeit und Raum von einem berührten Gegenstände bis zum Lebensende des Körpers. Da der Mensch nun dauernd Strahlen absendet, so wirken diese natürlicherweise auf seine Mitmenschen. Daher ist leicht zu erkennen, daß Menschen ähnlicher Strahlen sich abstoßen, Menschen entgegengesetzter sich anziehen. Somit entstehen von einem zum anderen Einwirkungen unbewußter Art. Diese Einwirkungen bewußt zu gestalten, darauf beruht das Yoghi-Prinzip. Voraussetzung der bewußten Strahlenleitung und -beherrschung ist die bewußte Organ- und Körperbeherrschung. Nur durch systematische Konzentrationsübungen gelingt die Beherrschung des Körpers und damit die Beherrschung der Strahlung, dadurch wiederum die bewußte Einwirkung auf andere. Wer seine Strahlen beherrscht, kann aus dem Strahlengefüge Einzelstrahlen besonders hervortreten lassen, je nachdem er zu beeinflussen wünscht. Er kann zum Beispiel bei einem erkrankten Organ eines anderen durch bewußte Strahleneinwirkung eine Gesundung herbeiführen. Andererseits kann er durch Auffangen fremder Strahlungen diese zergliedern und einen Einblick in die Gedanken- und Lebenswelt seiner Mitmenschen er-

langen! Auch ist er in der Lage, die Strahlenstärke zu messen und kann dadurch Schlüsse auf die Zukunft ziehen, so daß er zum Beispiel an der Entwicklung der Strahlen das ungefähre Lebensalter, das ein Mensch erreichen kann, berechnen kann, desgleichen eventuell später auftretende Verwicklungen und Ereignisse.

Zum Schluß nun noch den Unterschied zwischen einem Yoghi und mir. Was beim Yoghi-Prinzip die Anwendung der Kräfte für die Religion ist, ist bei mir die Anwendung der Kräfte bei Leidenden. Die Kraftentfaltung des Inders ist stärker, da er nur sich und seiner Religion lebt, während bei mir das Wirken im Leben eine volle Entfaltung versagt.

Wenn diese Zeilen einen kleinen Aufschluß über manches Rätsel geben und viele zur Beobachtung der Kräfte anleiten, so ist ihr Zweck erfüllt.

AUF STIMMFANG IN AEGYPTEN

Von

BENNO BARDI

Zum musikalischen Stimmfang in Aegypten braucht man nicht wie zum Tierfang in Abessinien Käfige mitzunehmen, sondern nur harmlose Wachsplatten, die die bekannte Eigenschaft haben, Stimmen zu fangen, ohne sie ihrem Besitzer wegzunehmen. Dieser wunderbare Vorgang hat während der Expedition zu einigen amüsanten Zwischenfällen geführt.

Wer mit einem Aufnahmeapparat in der Welt herumreist, muß Kaufmann, Psychologe, Techniker und Musiker in einer Person sein. Am schwierigsten ist für den Wissenschaftler die Lösung der jeweiligen finanziellen Frage. Meist lassen sich die Eingeborenen erst nach endlosen Verhandlungen, bei denen Backschisch eine große Rolle spielt, herbei, Melodien vorzusingen. Hat man sie dann so weit, so kann man sicher sein, daß in vielen Fällen die Angst, die Stimme würde von dem gefräßigen Apparat weggeschnappt, der Aufnahme neue Schwierigkeiten bereitet. Zureden hilft — nicht. Erst ganz energische Aufforderung und Spott über Feigheit verdrängt offene Furcht. Geheimer Schauer bleibt.

Von etwa zwanzig vorgesungenen Melodien ist eine einzige der Aufnahme wert. Hier setzt nun der Musiker ein, nachdem der Kaufmann und der Psychologe vorgearbeitet haben. Die Entscheidung, was besonders charakteristisch ist und festgehalten zu werden verdient, ist oft sehr schwierig. Denn manche singenden oder spielenden Schlauberger können im Gedenken an guten Backschisch eine Viertelstunde lang frei phantasieren. Man muß sich vor solchen musikalischen 1001-Nacht-Märchensängern in acht nehmen. Ihre Schöpfungen besitzen weder künstlerischen noch wissenschaftlichen Wert. Absoluten Schutz vor Täuschung gibt es natürlich nicht.

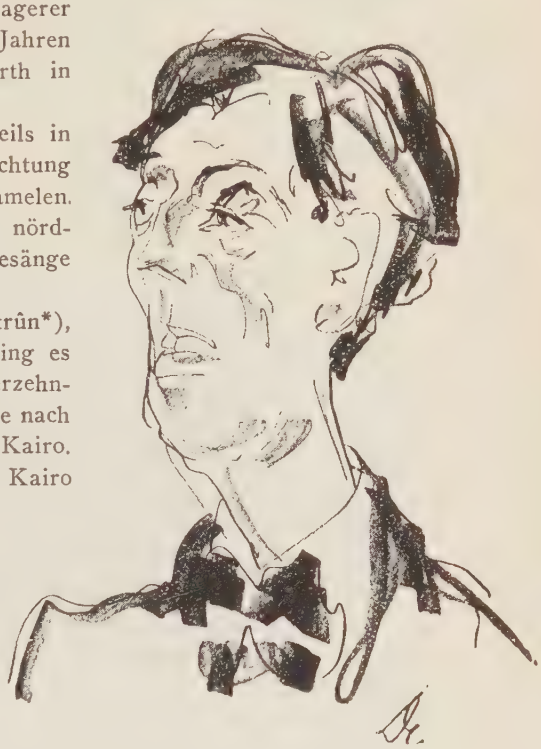
Oberstes Gesetz ist es, Land und Leute zu studieren, denn auch „echte" Aufnahmen haben, wenn sie ad hoc gestellt sind, nur untergeordnete Bedeutung. Man darf eben nicht wie beim Photographieren anfangs den Fehler machen, alles aufzunehmen, was zufällig in den Weg läuft oder gerade leicht erreichbar

ist, sondern man muß systematisch arbeiten. Für das phonetische Archiv ist nicht die Anzahl der Aufnahmen von Wichtigkeit, sondern ihr musikwissenschaftlicher Wert. Es kommt vor, daß man dieselbe wichtige Aufnahme mehrere Male von verschiedenen Sängern oder Spielern machen muß, weil sowohl Text wie Musik bei den einzelnen Abweichungen enthalten. Man hat dadurch in zweifelhaften Fällen die Möglichkeit, beide Melodien späterhin in Ruhe miteinander zu vergleichen und eine annähernd urgetreue Notierung zu fixieren.

Bereist wurde von Alexandrien und Meks aus zuerst die Mareotislandschaft, im ägyptischen Altertum durch hohe Kultur berühmt, heute meist von arabischen Beduinen bewohnt und wegen der Wegelagerer und Räuber sehr verrufen. Vor achtzig Jahren wurde der Afrikaforscher Heinrich Barth in dieser Gegend überfallen und beraubt.

Die Beduinen leben teils in Zelten, teils in Dörfern und beschäftigen sich mit der Züchtung von Schafen oder mit dem Handel mit Kamelen. Merkwürdigerweise überwiegen in diesem nördlichen Teil der Libyschen Wüste die Gesänge rein erotischen Charakters.

Ueber den Höhenzug zum Wâdi Natrûn*), das sich quer über die Wüste schiebt, ging es längs der Karawanenstraße in mehr als vierzehntägiger, oft sehr beschwerlicher Kamelreise nach Werdân und von dort mit der Bahn nach Kairo. Dieselbe Strecke von Alexandrien nach Kairo legt der Vergnügungsreisende im bequemen Luxuszug auf direktem Wege durch das Delta in 4½ Stunden zurück.



Dolbin — Alban Berg

Die Millionenstadt Kairo gibt dem musikalischen Forscher eine ganz andere Ausbeute als das abseits von der Touristenstraße liegende Land. Im arabischen Tingeltangel hört man die berühmte Sängerin Tauchida, eine unendlich dicke Dame, die in der Mitte der Bühne sitzt, von Musikanten und der Claque umgeben. Diese Claque vollführt (genau wie in Berlin im Parkett) nach jeder Nummer ihre rhythmischen Handbewegungen. Aber auch ohne ihre Trabanten erregt die Tauchida das Entzücken der Eingeborenen. Die Männer lachen bei besonders lustigen Stellen wiehernd wie die Pferde und schlagen sich voller Begeisterung auf die Schenkel. Sehr wertvoll ist es, sich schon während der Vorstellung rhythmische Aufzeichnungen zu machen. Man kann dann während der nach der Vorstellung erfolgenden Aufnahme der rhythmisch sehr lässig singenden Primadonna vordirigieren, was sie in höchstes Erstaunen versetzt.

Auf die Sängerin folgt eine Tänzerin, sehr schlank, einen Leuchter mit acht

*) Natrontal, aus einer Reihe von Salzseen bestehend.

brennenden Lichtern auf dem Kopfe. Sie zeigt unter unglaublichen Verrenkungen einen Bauchtanz. Leise, verschwommen spielen die Musikanten. Die Gesichter der Zuhörer sind auf das äußerste gespannt. Es gibt kein Gebrumm. — Silentium.

Neue Beute suche ich im arabischen Theater, wo eine hübsche Zauberoper aufgeführt wird. Der Tenor soll einen Europäer darstellen. Er trägt aus diesem Grunde kurze Hosen und Wadenstrümpfe. Die anderen Mitwirkenden sind orientalisch gekleidet. Der Bestrumpfte verliebt sich in eine Prinzessin. Sie übergibt ihm einen Ring, den sich der schwärmende Liebhaber gerade mitten in einer großen Arie von einem Höllensohn hinterrücks entreißen läßt. Vielleicht hat der Inspizient diesen bösen Geist zu früh auf die Bühne geschickt, vielleicht soll es so sein, daß der böse Geist kein Verständnis für menschliche Liebesgefühle empfindet, kurz, der Liebhaber singt seine Arie erst umständlich zu Ende, er wartet den Applaus ab, zuletzt stürzt er brevi manu dem Diebe nach.

Interessant für die Aufnahme ist das kleine Orchester. Dessen Kapellmeister schlägt den Viervierteltakt als Dreivierteltakt und hebt zum vierten Viertel noch einmal den Arm. Das Orchester besteht aus zwei Violinen, einem Cello, einem Baß, einem Harmonium, einer Metallklarinette, großer und kleiner Trommel. Rezitative werden nur von einem Instrument begleitet. Die Musik entbehrt völlig der Harmonie.

Mehr Leben gibt es bei einem Konzert im Zoologischen Garten. Dort spielt eine Knabenkapelle von sechzehn Dudelsackbläsern und einem Trommler. In Variationenform kehren einige interessante Rhythmen wieder, und dazwischen singen die Jungen auch das Thema, das der Solodudelsackbläser mit Arabesken umspielt. Eine schwierige Aufnahme! Sechzehn Dudelsäcke sind doch zu viel für einen Trichter! Das kann selbst der stärkste Trichter nicht vertragen! Man muß also unter den Künstlerknaben sichten, sortieren, wählen! Endlich hat man den richtigen Stärkegrad erreicht, und die Aufnahme kann beginnen.

Noch umständlicher ist der Stimmfang im Ezbekiehgarten bei einem Konzert des fünfundvierzig Mann starken ägyptischen Infanterieorchesters. Rings um den Musikpavillon sitzen voneinander getrennt Männer und Frauen und „lauschen den Melodien", würden wir sagen, was immerhin bei dem ständigen Gebrauch von zehn Trompeten, acht Tenorhörnern, sechs Posaunen, kleinen und großen Trommeln eine starke Bescheidenheit des Ausdrucks ist, denn die Melodien werden wie ein Donnerwetter mit Blitz und Hagel herausgeschleudert. Ein lustiges Stück „Abki fatabki" wird am meisten beklatscht.

An Zwischenfällen reich waren die phonetischen Aufnahmen in Gizeh im Schatten der Cheopspyramide und an dem Sphinx*), der im vergangenen Winter gerade restauriert wurde. Das heißt, er saß ruhig da, ließ sich frisieren, ondulieren, maniküren und starrte, grimmig lächelnd, in die Wüste. Um ihn herum kribbelte es wie im Ameisenhaufen. Viele Hunderte von Araberkindern, Jungen und Mädel, rannten wie toll durcheinander, um den Sand rings um den Sphinx fortzutragen. Geschäftig trippelten sie, mit erhobenen Armen, die kleinen Sandkörbe auf den Köpfen, singend neben dem Sphinx hin und her. Ein

*) Im alten Aegypten ist der Sphinx männlichen Geschlechts.

reizendes kleines Negerlein fungierte in diesem Durcheinander als Vorsänger. Kunst bringt Gunst auch in Afrika! Es hatte eine besonders helle Stimme und brauchte nicht zu tragen. Unermüdlich sang es Vers auf Vers, und unermüdlich fielen die vielen hundert Kinder ein und sangen den Refrain mit. Wenn sie beim Zurückkommen die Hände frei hatten, klatschten sie den Takt dazu. Der kleine Vorsänger hatte großes Interesse für den Aufnahmeapparat. Es machte ihm Spaß, in den Trichter hineinzusingen, aber als er einige Minuten später aus dem Trichter seine eigene Stimme vernahm, erschrak er und riß aus. Es war schwer, ihn zurückzuholen und ihn zu beruhigen. Ob der alte Sphinx wirklich noch „grimmig" lächeln konnte?

Abends, bei der Rückkehr nach Kairo, als die untergehende Sonne das Wasser des Nil glutrot gefärbt hatte, konnte man wieder auf Stimmjagd gehen,

Kristian Tonny

wenn die Schiffer sich durch Lieder gegenseitig zum Rudern anfeuerten. Auch hier waltete einer als Vorsänger seines Amtes, und die anderen antworteten: hele hele — hele hele, koliminu — koliminu, hea feluka — hea feluka. In all diesen und ähnlichen Liedern ordnet sich der musikalische Rhythmus dem Wortrhythmus unter.

Andere musikalische Erlebnisse hat man in den Basarstraßen der Stadt. Es ist nicht leicht, dort Studien zu machen. Die Gerüche zu schildern, von denen man innerhalb dieser oben mit alten Teppichen und Lappen zugehängten Gäßchen umfangen wird, ist unmöglich. Im dichtesten Straßengewühl sah ich hier einen Mann, der, nach vorn geneigt, mit der Spitze seines Stockes langsam vorfühlte, einen von den vielen Blinden. Wie im Traume ging er in dem ungeheuren Lärm ruhig seines Weges. Ich folgte ihm bis zum Eingang einer halb verfallenen Moschee und war nicht wenig erstaunt, als ich ihn die Stufen

zum Minarett frei und sicher hinaufsteigen sah und bald von oben seine Stimme hörte: „Allah hu akbar! La illah ha il allah!“ — Eine wohlgelungene Aufnahme war der Abschluß dieses Erlebnisses.

Eine merkwürdige Begegnung mit einem Hochzeitszuge hatte ich in Wâdi Halfa in Nubien. Dort wurde eine Braut unmittelbar vor ihrer Hochzeit in feierlicher Prozession ins Bad geführt. Voran schritten Musikanten mit Hoboen und Handtrommeln, dann kamen die Verwandten der Braut, zum Schluß wieder Musikanten. Am seltsamsten waren die Krählaute der begleitenden Frauen, die die Musik ständig unterbrachen. Mit Bedauern sah ich Braut mit Gefolge im Bade verschwinden.

Auf diese manchmal neckische Weise wurden Tonarten, Rhythmik und Melodik in den verschiedensten Formen eingefangen und reiche Erfahrungen für eine spätere Expedition gesammelt.

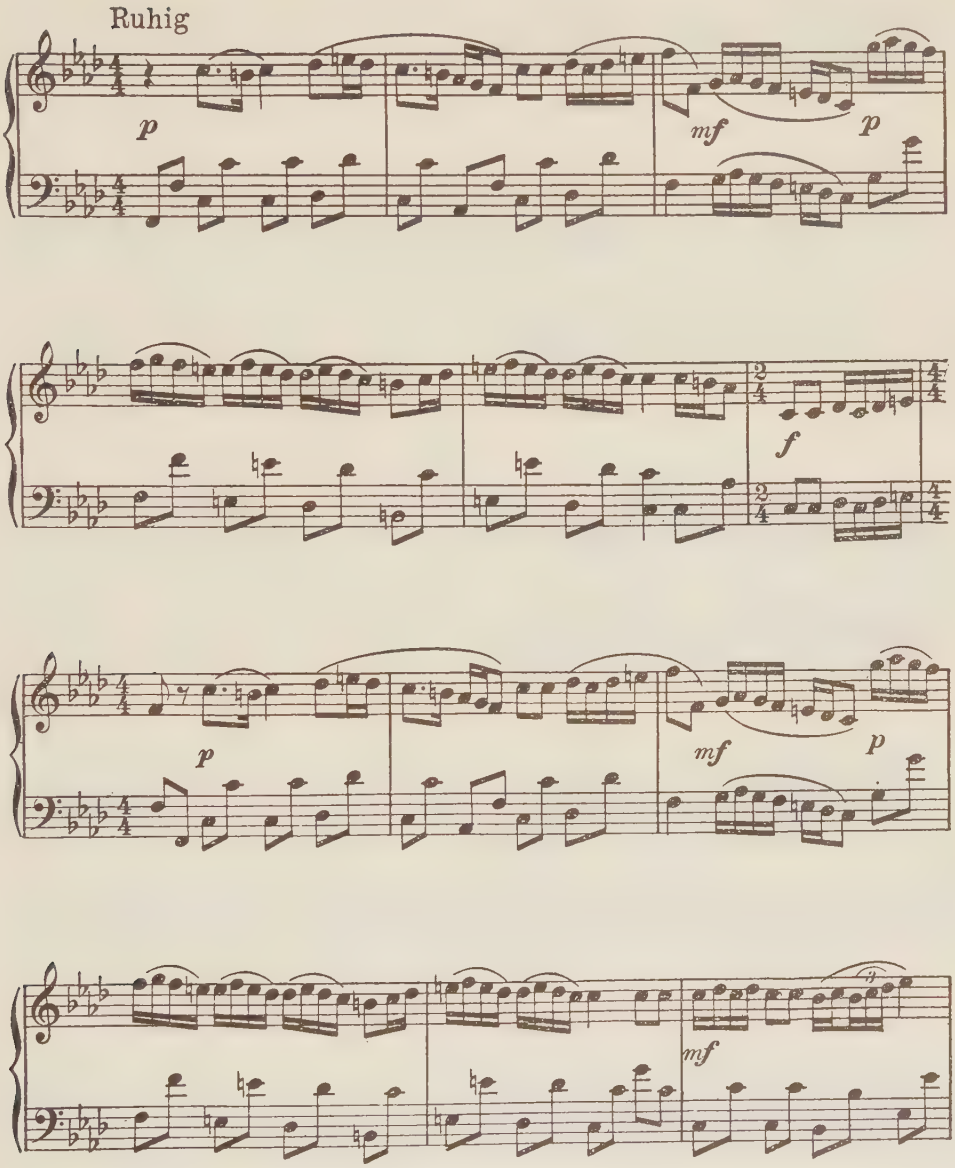
Charles Hug

AUS DER ÄGYPTISCHEN SUITE

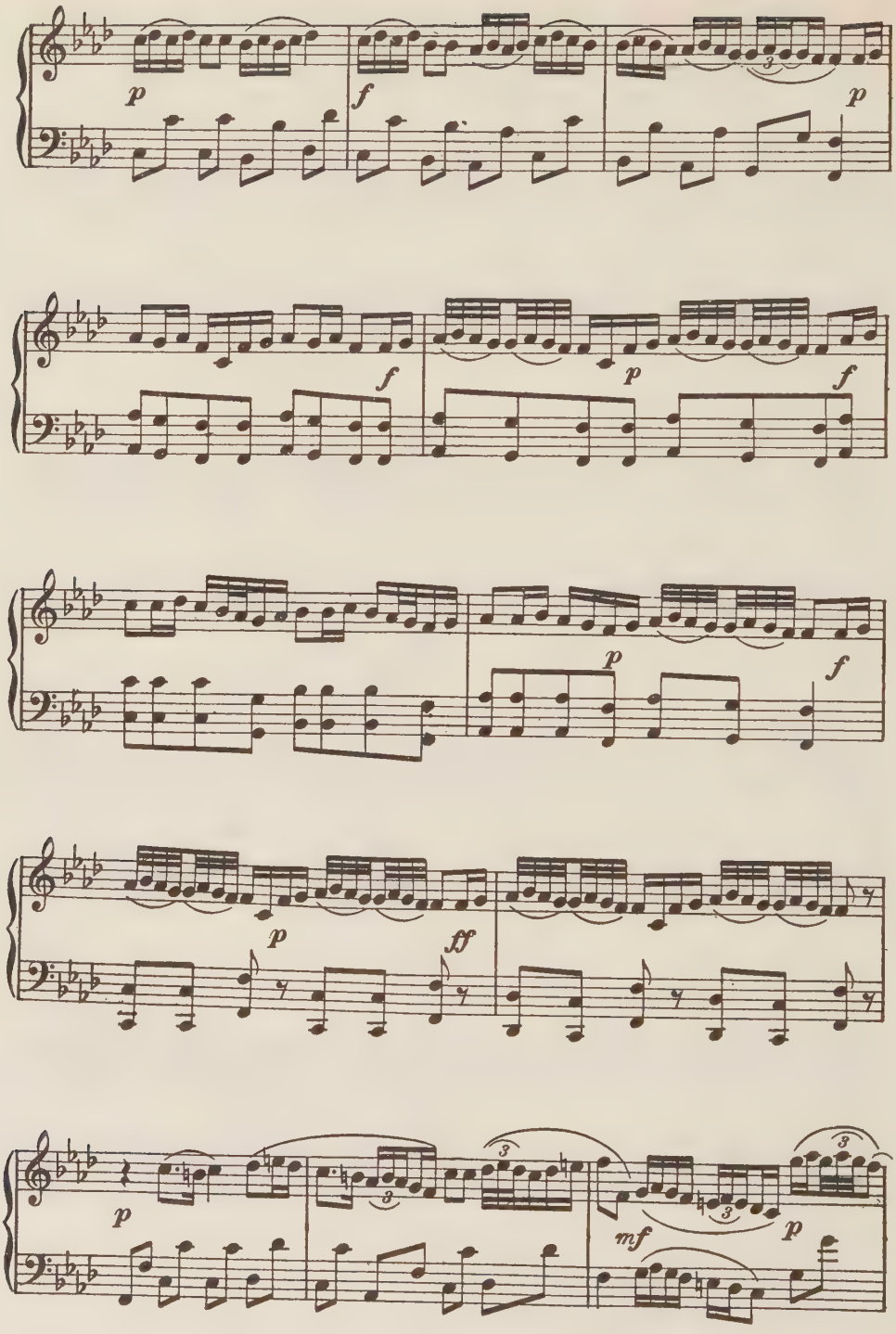
(nach afrikanischen Originalmotiven gearbeitet)

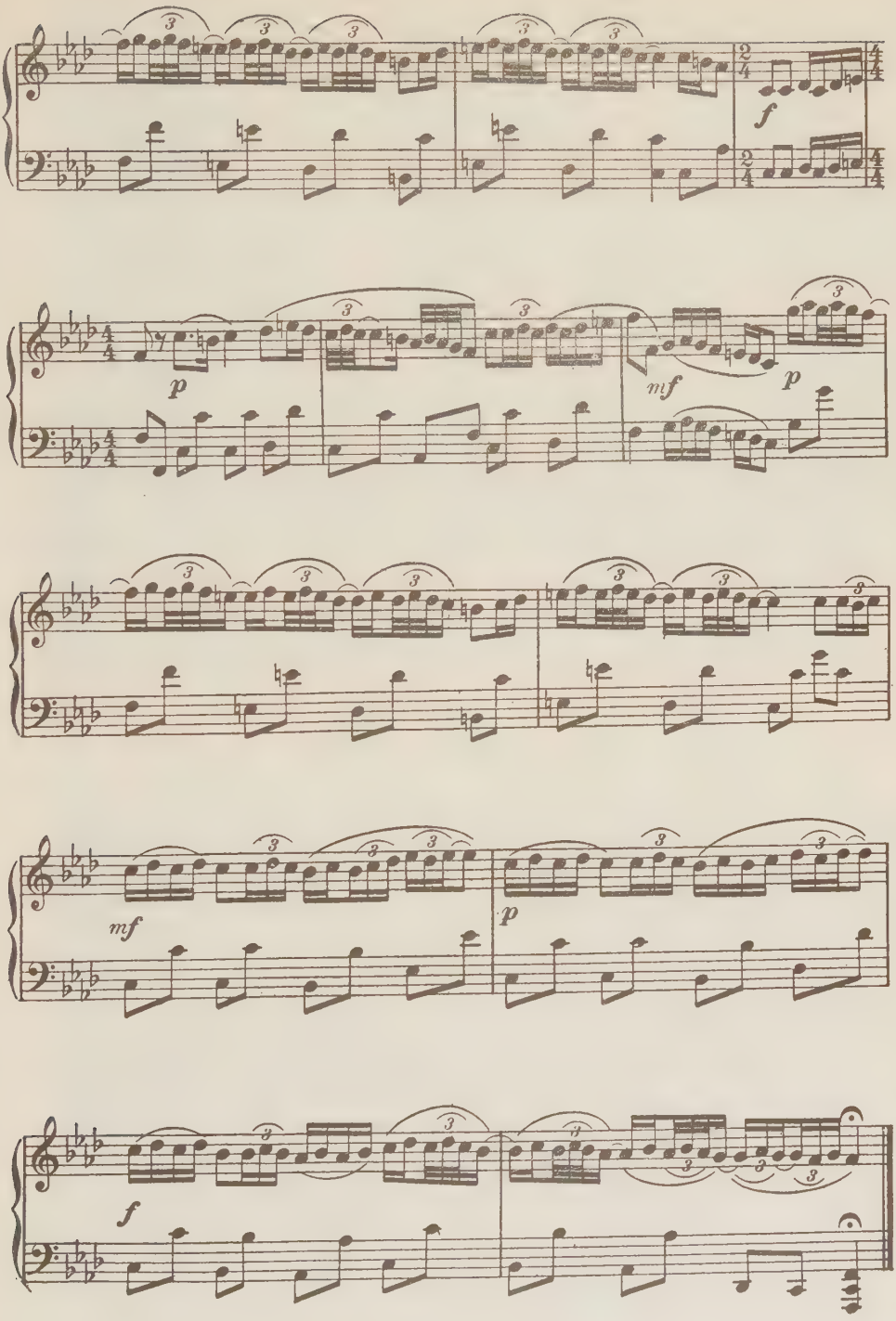
BAUCHTANZ

Benno Bardi



Copyright 1926 by Dr. Benno Bardi, Berlin W 15.
Nachdruck verboten. Aufführungs-, Arrangements- und Vervielfältigungrechte für alle Länder verbehalten.


p
f
p
f
p
f
p
f
p
ff
p
mf
p


f
p
mf
p
mf
p
f

Römische Elefantenmünzen. London, Britisches Museum

ELEFANTOLOGIE

Von

HEINRICH ZIMMER

Julius Cäsar wie Karl Mampe erkoren den Elefanten zum Symbol ihrer Bedeutung: Cäsar bevor er mit dém Schimmelgespann seiner Quadriga als Triumphator über die antike Welt in Rom seinen Einzug hielt, Mampe nachdem er mit dem Schimmelgespann halb und halb zu deutscher Verbreitung gelangt war. Warum Cäsar sich den Elefanten zum Symbol ersah, läßt sich vielleicht schon heute aus der antiken Ueberlieferung erraten, wie Mampe dazu kam, sich dieses Wappentier beizulegen, mögen künftige Kenner der Elefantologie herausfinden, vor deren Auge sich die Symbolgewalt der letzten Jahrhundertwende so klar malt, wie vor uns der Untergang der römischen Republik. Augenscheinlich hat Karl tiefere Gründe als der große Julius: er verzichtet auf die muntere Schlange, die Cäsar seinem Elefanten als dräuenden Partner gab. Dieser Schlange ist das Unglück geschehen, vom gelehrten Autor des Katalogs römischer Münzen im British Museum als gallische Kriegstrompete (carnyx) ausgedeutet zu sein, die der Elefant zertrampelte, weil laut Vermerk eines römischen Gelehrten der Elefant auf mauretanisch „Cäsar" geheißen habe. Schlange und Elefant gehörten für die Alten als sprichwörtliche Feinde zusammen; Plinius erzählt, daß die Schlange dem Elefanten nachstellt, weil sie sein besonders kühles Blut liebt. Sie umschlingt seine Füße, um seine Flucht zu hemmen, und sticht ihn von unten an. Der Elefant weiß sich verloren, aber — um Leonardo da Vinci zu zitieren, der die Schilderung dieses fabelhaften Kampfes durch die mittelalterliche Tierallegorie fast wörtlich aus Plinius übernahm, aber aus der Schlange einen Drachen macht: — „der Elefant fällt dem Drachen auf den Rücken, und der Drache zerplatzt, — so rächt sich der Elefant mit dem Tode seines Feindes." — Cäsar ließ seine Elefantenmünze (deren Kehrseite die Insignien des Pontifex maximus zieren, der höchsten römischen Würde, die er anno 63 bekleidete) anno 50 schlagen, als er in offener Feindschaft mit Rom aus der Lombardei zum Kampf um die Welt ansetzte. Sie ist am Rubicon geprägt: ein bildliches Motto gegen Rom: ‚Gehen wir unter, — dann geschlossen!'.

Andere Elefantenmünzen verschwinden neben diesem weltgeschichtlichen Epigramm: die Münzen, die mancher Caecilius Metellus mit einem Elefantenkopf schmückte, um an den Sieg seines Ahns zu erinnern, der im ersten Punierkriege bei Palermo die ganze karthagische Elefantenreiterei erbeutete,

Topical Photo

Dem glücklichsten goldenen Brautpaar eine Speckseite.
Ein alter angelsächsischer Brauch in Ilford

Berlin, Privatbesitz

Edvard Munch, Szene aus Ibsens Gespenstern

Topical Photo

Aufbruch zur Otternjagd in Bridport, Dorset

wie die Münzen der Seleukidenherrscher Kleinasiens mit Elefanten im Viergespann, und Gedenkmünzen vergotteter römischer Kaiser und ihrer Frauen, auf denen der Elefant als sakral-monarchisches Tiersymbol aus dem persisch-seleukidischen Osten, — eigentlich aus Indien eingewandert ist. — Auf mittelalterlichen Münzen erscheint er als Symbol der Keuschheit. Isotta da Rimini lebt, weil Matheus de Pastis ihr Bild auf der Rückseite mit einem Elefanten schmückte, für die Nachwelt in Keuschheit fort, während die ältere Francesca da Rimini dank Dantes infernalischer Indiskretion durch entgegengesetzten Ruf viel bekannter geworden ist. Den Ruf der Keuschheit verdankt der Elefant — wie die indische Elefantologie lehrt: zu Unrecht — der frühchristlichen Tierallegorie Alexandrias, deren „Physiologus" bis weit über das Mittelalter hinaus die abendländische Tierkunde bestimmt hat. Der Physiologus erzählt: „Es gibt ein Tier, genannt Elefant. Dieses Tier hat nicht die Begierde der Begattung. Wenn nun das weibliche Tier gebären will, begibt es sich nach Osten in die Nähe des Paradieses. Dort gibt es einen Baum, genannt Mandragora. Das männliche Tier kommt nun mit dem weiblichen dorthin. Und das weibliche genießt zuerst von dem Baume und gibt davon auch seinem Männchen und scherzt mit ihm, bis dieses auch davon nimmt. Und wenn dasselbe gegessen hat, vereint es sich sogleich mit dem Weibchen." — Diese romantische Hochzeitsreise in paradiesisch unbelauschbare Ferne, deren Liebesmahl auf den Sündenfall Adams durch Eva — „sie gab ihm und er aß auch davon" — gedeutet wurde, klingt noch in Buffons „Histoire Naturelle" an, wenn er von Elefant und Elefantin sagt: „... l'amour paraît les procéder et la pudeur les suivre, car le mystère accompagne leurs plaisirs."

Für die Inder, die an Geheimnissen reicher als der Westen sind, ist das Geheimnis dieser Hochzeitsreise freilich keines. Sie haben auch aus besserer Erfahrung keine so große Meinung von der Keuschheit der Elefanten. Eine Hauptquelle ihrer Elefantenkunde, das „Wissen vom langen Leben der Elefanten" berichtet Abweichendes und auch wieder seltsam Uebereinstimmendes vom Liebeswerben der Elefantin: „In der Nähe des Elefantenbullen duldet sie

Matteo de Pastis, Medaille für Isotta Atti da Rimini 1446

Die Elefantin pflückt die Mandragorawurzel
Aus dem ersten Physiologus-Druck. Rom 1587

kein anderes Weibchen; ihre Gesichtsfarbe ist klar, Schweif und Ohren sind ein wenig aufgestellt, Nakken und Rüssel sind aufgerichtet, und sie steht geneigt und breitbeinig da Mit gesteifter Schwanzspitze schlägt sie wiederholt den Elefanten und erweist ihm immer von neuem Zärtlichkeiten, die ihn erregen. Steht er vor ihr in lieblicher Landschaft, so bleibt sie in freudiger Erregung stehen und hält seinen Stoßzahn mit dem Rüssel umfangen und beschnuppert ringsherum Rüssel, Gesicht und Lippen an ihm. (— das indische Wort für ‚schnuppern' kann auch ‚küssen' bedeuten.) Sie reißt einen Zweig von einem Baum und beschenkt den Elefanten mit blühenden Blumen und Fruchtkernen und Lotosblumen. In Teichen besprengt sie ihn mit Wasser und Schlamm und auf trockenem Boden mit kühlem Sande. Sie reibt ihre Seite an der seinen, und nicht bei Tage noch bei Nacht läßt die Elefantin den Elefanten, den sie begehrt, allein, ob er nun sitzt oder liegt, — alles tut sie, wodurch er in freudige Erregung gerät. Eine verlockend schimmernde Frucht, faserige Lotuswurzel oder den röhrigen Stengel einer Wasserpflanze nimmt die liebestrunkene Elefantin und steckt sie dem Elefanten in den Mund. Wenn der Elefant aber wieder in lieblicher Landschaft halt macht, bleibt auch sie stehen und hält in freudiger Erregung seinen Stoßzahn umschlungen." —

Der Elefant ist in jedem Betracht einzig in seiner Art. Die moderne Zoologie hat ihm zwar viel von seinem geistigen Nimbus genommen; noch Plinius berichtet, ein Elefant habe eine griechische Inschrift verfaßt, die in Puteoli zu sehen war, und daß Elefanten, der Bedeutung des Eides bewußt, sich vor einer Seereise vom Kapitän schwören ließen, er brächte sie wieder in die Heimat zurück. Sein Sinn für Religion und Dezenz hoben den Elefanten jahrhundertelang über alle Tiere hinaus in die Nähe des Menschen, und noch Buffon zitiert einen Gewährsmann des alten Geßner, der sich etwas unbestimmt, aber deutlich genug ausdrückt: „Ich habe manche Elefanten gesehen, die mir intelligenter vorkamen als die Menschen mancher Gegenden." Aber dieser Ruhm verblaßt, seit man Gehirngewicht durch Leibesfülle dividierte, um Intelligenz bis auf Bruchteile zu eruieren, seit in der Psychologie des Elefanten afrikanische Nimrode und Filmoperateure das große Wort führen. Aber die grandiose melancholische Einsamkeit des Elefanten in der Welt von heute, die alle Elefantologen seit dem Altertum instinktiv empfunden haben, hat ihm die moderne Zoologie — durch Blutuntersuchung — bestätigen müssen: sie erkannte in ihm eine Art Urgroßneffen des Mastodon und befreite damit den letzten Sproß ältesten Uradels unter den Säugetieren der Schöpfung aus der entwürdigenden Verwandtschaft von Tapir und Rhinozeros und anderen spät emporgekommenen Dickhäutern.

Eine würdige Darstellung hat sie ihm freilich nicht geschenkt. Zum letzten Male hat sich gelehrter Fleiß eines Edlen wohl an diesem großen Stoff entzündet, als der Mainzer Domherr Georg Christoph Peter von Hartenfels seine Gelehrtenlaufbahn 1714 mit einer „Elephantographia curiosa" krönte, die ihm den Erfurter Doktorhut eintrug und, um seinen in Erfurt gehaltenen Panegyrikus vermehrt, 1723 in zweiter verbesserter Auflage erschien. Wer liest sie heute? In älteren Bibliotheken kann man sie neben Thomas Bartholinos „Neuen Beobachtungen über das Einhorn" (1643, II. Auflage 1678) auf Regalen finden, zu deren anmutigen alten Bänden sich selten ein Blick verliert. Zeitgenössische, vielleicht allzu nahestehende Kritik feierte den Autor, sein Lebenswerk aufzählend, als Herkules der Wissenschaft in Epigrammen:

„. . . Ein jeder meinete Alcides stritte hier.
Doch hat der heiße Fleiß sich noch nicht gnung geübet:
Diss Werk beweiset es / daß er uns jetzo giebet:
Mein Petri ruhet nicht: sein Geist ist so entbrannt /
Daß Er sich auch gemacht an stärcksten Elephant.
Rümpff Monus Nass' und Maul: es zeugen doch die Wercke
Von seiner Sinnen-Krafft und seines Geistes Stärcke."

Es war für Dr. Hartenfels nämlich keine ganz leichte Sache, seine Elefantologie zum stattlichen Bande zu türmen, und er entschuldigt sich beim Leser, daß er sie nicht früher fertig bekam, aber das hatte seine Gründe, „unter denen der vornehmlichste dieser ist, daß dieses Tier in Deutschland äußerst selten ist", und er selbst „nur einen einzigen zu Gesicht bekommen hat". Aber was ihm an Anschauung versagt blieb, besaß er an Wissen: es gibt wohl keine Stelle

Lo Beyer

der antiken Literatur, die den Elefanten erwähnt oder nur sein Elfenbein, — sei's auch nur, daß Horaz erklärt, sein kleines Dichterheim habe kein Elfenbeingetäfel — die Dr. Hartenfels nicht mit einem kleinen stillen Leuchten verzeichnete.

Eine seriöse Elefantenwissenschaft kann nur wachsen, wo der Elefant gedeiht und Gefährte des Menschen ist. Das moderne Afrika schießt ihn in Massen ab, anstatt ihn literarisch zu verklären. Dem Menschen fremd, ist er zu Wildnis und Untergang verurteilt. Im Altertum, als er noch nördlich der Sahara in den Randländern des Mittelmeers zu finden war, schrieb König Juba von Mauretanien sein uns verlorenes Elefantenbuch, das er Augustus widmete zum Dank für seinen kleinen Thron, den er vom Kaiser zurückerhielt, nachdem ihn Cäsar eingezogen, weil Juba bei Cäsars Auseinandersetzung mit den

Pompejanern falsch getipt hatte. Ein phantasiereiches Buch, aus dem Plinius manches Wunderbare geschöpft hat. Eine eigentliche Elefantologie hat nur Indien entwickelt, wo der Elefant als magischer Regenspender seit alters heilig ist: wer einen tötete, wurde einem alten Gesetzbuch zufolge hingerichtet, dagegen hatten Hinterbliebene eines durch Elefanten Getöteten an den königlichen Schatz zu zahlen. Augenscheinlich, weil der glückliche Tote wie ein von Götterhand Gefallener stracks in den Himmel kam, da die Elefanten der Sonne, dem Reich der Seligen, entstammen. Am Schöpfungsanfang zauberte Brahmâ, die beiden glühenden Schalen des Sonneneis in Händen haltend, heilige Melodien singend, die Elefanten aus ihnen hervor. Frei trollten sie anfangs durch alle Welträume, bis der Fluch eines Yogin ihnen die Flügel raubte und sie zwang, auf Erden den Menschen zu dienen. Ein Heiliger, dessen Mutter eine zur Elefantin verwunschene Göttin war und der zwölftausend Jahre in glücklicher Wildnis mit den Elefanten als ihresgleichen lebte, erstand als Gründer und höchste Autorität der Elefantologie. Als Schutzpatron der auf die Erde verbannten Elefanten lehrte er die richtige Pflege der empfindlichen und kostbaren Tiere. Alle indische Elefantenkunde geht auf ihn zurück. Sie handelt von Ursprung und Wesen der Elefanten, von Fang, Zähmen und richtiger Behandlung. Insbesondere die Elefantenmedizin ist so hoch entwickelt wie die Heilkunst am Menschen, und die Vorschriften für Diät und Hygiene verraten ein Niveau, das menschliche Lebenshaltung im heutigen Europa fast nirgends erreicht. In der indischen Elefantologie hat die wunderbare Beobachtung der Tierseele, die in indischen Tiergeschichten literarische Meisterwerke schuf, und jene anderwärts unerreichte tiefe Liebe zum Tier, die so wenig eine Schranke zwischen Tier und Mensch wie zwischen Mensch und Gott erblickt, sich ein selbstverständliches Denkmal gesetzt, das in der Literatur der Erde an Grazie des Gefühls und unsentimentaler Naturverehrung ohne gleichen ist.

DER HEILIGE UND DIE ELEFANTEN

Von

HEINRICH ZIMMER

Die „Elefantenkunde" als besondere Wissenschaft gibt es wohl nur in Indien und im Lande des Elefantenordens, Siam, dessen Kultur von der vorderindischen unzertrennlich ist. Wie diese Wissenschaft vom Elefanten zu den Menschen gekommen ist, berichtet eines ihrer Lehrbücher, „Mâtangalîlâ" — „Spiel des Elefanten" —, ein Sanskritwerk in Versen, das neuerdings aus südindischen Bibliotheken ans Licht gekommen ist:

„Es war einmal ein König, ‚Haarfuß' genannt, im Lande Angra, der war berühmt und dem Könige der Götter gleich. Als er einmal, von seinem Hofstaat umgeben, in seiner Stadt Tschampâ am Ufer der Gangâ auf seinem Juwelenthron saß, ward ihm gemeldet, Elefanten aus dem Dschungel hätten alle Saaten und Pflanzungen verwüstet. Da bedachte sich der Erdbeherrscher: ‚Was soll ich tun?'

Zu jener Zeit kamen auf Geheiß von Gottheiten stiergleiche, heilige Seher nach Tschampâ: Gautama, Nârada und andere, und der König gewann ihre Gunst, indem er ihnen zum Willkommen Sitze, Blumen und Wasser und andere Gastgaben anbot. Da schenkten sie ihm auf sein dringendes Bitten Erfüllung seines Wunsches, die wilden Elefanten des Dschungels zu fangen.

Der König sandte seine Leute aus, die Elefanten zu fangen. Sie durchstreiften den Dschungel und erblickten auf ihrem Pfad den Heiligen Sâmagâyana, der in seiner Einsiedelei stand. Nicht weit davon sahen sie eine Herde Elefanten weilen und Pâlakâpya den strahlenden Heiligen, wie er inmitten der Elefantenherde einherschritt. Nur zur Zeit der Morgen- und Abendandacht verließ er sie.

All das meldeten die Leute dem Herrscher von Anga. Er zog aus und fing die Elefanten, während der Heilige in die Einsiedelei gegangen war, und kehrte flugs nach Tschampâ heim. Er übergab die Elefanten an Gautama, Nârada und die anderen hohen Weisen, und sie fesselten die Elefanten gar fest an die Pfosten. Da hatten die übrigen Menschen Ruhe.

Als da der Heilige Pâlakâpya aus der Einsiedelei seines Vaters, nachdem er ihm aufgewartet und seine Andacht verrichtet hatte, an den Fleck zurückkehrte, wo die Elefantenherde sich aufhielt, und sie nicht mehr fand, suchte der Heilige sie allerwärts und kam — das Herz von Liebe zu ihnen schwer und übervoll — nach Tschampâ und pflegte die leidenden Elefanten, stillte ihre Wunden und heilte sie. Gautama und die anderen Seher, die dort weilten, erblickten den Hohen, wie er, von Schweigen erfüllt, inmitten der Elefantenherde stand, und fragten ihn: ‚Warum reibst du ihre Wunden ein? Woher erwuchs dir diese Liebe zum Elefantenvolk?‘ — So fragten ihn die Seher, aber er gab ihnen nichts zur Antwort.

Als der König von Anga von den hohen Sehern vernahm, was sich begeben hatte, ging er hin und gewann die Gunst des Heiligen mit Fußwasser und anderen Gastgaben und fragte ihn, zu hören begierig nach seiner Abkunft, seinem Namen und andere übliche Fragen. Aber der Asket gab dem Erdbeherrscher nichts zur Antwort. Aber zum zweiten Male fragte der Menschenbeherrscher den makellosen Heiligen, in demütiger Hingabe sich neigend: da zeigte sich der Heilige Pâlakâpya zufrieden und sprach:

‚Nach Herzenslust wanderten einst die Elefanten umher, am Himmel und auf Erden, und nahmen Gestalten nach Herzenslust an. Sie schweiften, wohin es ihnen gefiel. Im Lande nördlich des Himalaya ist ein dichter Wald von Feigenbäumen, der ist zweihundert Yodschanas[1])

[1]) Ein Yodschana = ungefähr zehn Kilometer.

Buddha bändigt den wilden Elefanten mit einem Strahl seiner Wesensliebe.
Relief 2. Jahrh. n. Chr. Amaravati

Aus dem Felsen gehauener Elefant bei den Monolith-Tempeln von Mamallapuram,
Südindien. 7. Jahrh. n. Chr.

Titelkupfer der Elephantographia curiosa des Georg Christoph Peter von Hartenfels. 1. Auflage, Erfurt 1723

Underwood Press Service

Elefant in Ceylon

La chemise d'argent

Portrait Anatole France

Picknick in Louvard

Mont Chevalier in Cannes

groß in die Breite wie in die Länge. In ihn fielen die edlen Elefanten ein. Sie zersplitterten die Zweige, und ein Asket, mit Namen ‚Lange-Askese', der dort seine Einsiedelei hatte, geriet darob in Zorn und sprach alsbald einen Fluch über sie. Dieser Fluch nahm ihnen die Gabe, nach Herzenslust zu schweifen, wohin sie wollten, und verdammte sie, sterblichen Menschen als Reittiere zu dienen. Alle wurden sie verflucht, außer den Elefanten des Weltraums, die rings das Himmelsgewölbe tragen.

Da gingen die Elefanten des Weltraums mit allen Elefantengeschlechtern zu ihrem Schöpfer Brahmâ, dem lotusentsprossenen Gott, und sprachen: ‚Gott, die unserem Geschlechte entstammen, steigen durch Schicksalsfügung zur Erde hinab. Krankheiten erwarten sie dort, wenn sie Unbekömmliches oder zu viel essen, wenn sie Unzuträgliches und Unverdauliches essen, und Krankheiten anderer Herkunft.' — Ihnen, die über die Maßen bekümmert waren, gab der lotusentsprossene Gott zur Antwort: ‚Nicht lange, und es wird ein Heiliger kommen, den Elefanten liebevoll verwandt. An das andere Ufer des Heilwissens vom Langen Leben gelangt, wird er sie voller Weisheit von ihren Krankheiten befreien.'

Als der Schöpfer so zu ihnen gesprochen hatte, gingen die Weltelefanten von dannen und begaben sich ein jeder wieder in seine Weltgegend. Und die übrigen Elefanten, die Sprößlinge aus dem Geschlecht der Weltelefanten, stiegen infolge des Fluchs zur Erde hernieder.

Die Göttin der Rede, die der Schöpfer strahlend schuf aus dem Glanz der Kobolde und Menschen, der Widergötter und der unsterblichen Götter, den er in ihr vereinte, ward einst durch Schicksalsfügung vom Heiligen Durgarvant verflucht und wurde darob ein Mädchen unter den Schatzgeistern, ‚Gunavatî' genannt (d. i. ‚reich an Tugenden'). Sie kam einmal aus Vorwitz zur Einsiedelei des Matanga. Der dachte: ‚Gott Indra sendet sie mir: sie soll mich versuchen und mir die Kraft meiner Askese rauben,' — und verfluchte sie, eine Elefantenkuh zu werden. Aber im selben Augenblick erkannte er, daß sie unschuldig sei und sprach zu ihr: ‚Liebes Wesen, Elefantin, wenn du den Samen des Heiligen Sâmagâyana trinkst, wirst du einen Sohn bekommen und von dem Fluche erlöst sein.' —

Den Heiligen Sâmagâyana bedrückte eines Nachts eine Koboldin im Traume. Da ging der große Heilige vor seine Einsiedelei hinaus und schlug flugs sein Wasser ab, zugleich aber entströmte ihm seine Kraft. Die Elefantin trank sie eilig auf, als er wieder in seine Hütte gegangen war, und brachte aus ihrem Munde einen Sohn zur Welt. Beglückt übergab sie ihr Kind dem Heiligen, legte ihr Elefantendasein ab und kehrte, vom Fluch erlöst, selig alsbald in den Himmel zurück.

Erfreut vollzog der Heilige Sâmagâyana die Weihe der Geburt und die übrigen Sakramente an dem Kinde und gab ihm, einer himmlischen Stimme folgend, den Namen Pâlakâpya.

Der Knabe spielte mit Elefanten, Elefantenkühen und Elefantenkälbchen in Strömen und Wasserfällen, auf Berghalden und in Gewässern und ward, in lustvoller Waldeinsamkeit schweifend, ein Heiliger, der von Blättern und Wasser lebte. Da wußte er in zweimal sechstausend Jahren um die Elefanten: was ihnen als Nahrung frommt und was ihnen nicht frommt, was ihnen gut tut und nicht gut tut, was geheim ihr Herz bewegt, Liebes und Unliebes; — dieses und anderes: alles wußte er. —

Herrscher von Anga! Wisse, ich bin Pâlakâpya, der Sohn des Heiligen Sâmagâyana,' — so sprach der große Heilige zum Könige von Anga, der aufs höchste erstaunt war.

Als darauf der König den Heiligen wegen der Elefanten befragte, verkündete er dem Könige den Ursprung der Elefanten, was den Elefanten schön macht und was ihn entstellt, wie man seine Krankheiten heilt und alles, was zur Elefantenkunde gehört."

Margarete Hammerschlag

ZWEI GEDICHTE

von

SERGEJ JESSENIN

I. AUFSCHWUNG

O Rußland, rühr die Schwingen,
Bau neuen Festseins Schild!
Mit andern Namen, klingend,
Die neue Steppe schwillt.

Die harzig steilen Höhen
Verbergen Stege gut,
Dort geh ich — Locken wehen —
Voll Räuberübermut.

Ich bin voll jähen Spottes,
Der Weg ist schwer und weit,
Doch führ ich selbst mit Gottes
Geheimnis heimlich Streit.

Ich neige mich den Himmeln,
Mein Stein löscht aus den Mond,
Dann fliegt in banges Schimmeln
Mein Messer, das nicht schont.

Mir folgt der Schwarm der andern,
Unsichtbar, Glied an Glied,
Und weit durch Lande wandernd
Erklingt ihr keckes Lied.

Das Gras zu Büchern bindend,
Streun Worte wir ins All,
Um uns ist alles singend,
Und voller Widerhall!

Dem Moder kein Versöhnen!
Vergeh, du alter Stamm!
Wir tragen Sterngedröhne
Zum hohen Felsenkamm.

Genug, genug gepriesen
Im Jammer jede Laus!
Denn Rußland geht — ein Riese! —
Erwacht, der Zeit voraus.

Schon rührt die jungen Schwingen
Sein Festsein — nun; es gilt!
Mit andern Namen, klingend,
Die neue Steppe schwillt.

II. BLAUER RITT

Im durchsichtigen Frost erblaut der Täler Blöße,
Der Eisenhufe Schlag ist klar und voll.
Das welke Gras nimmt auf in breitgelegte Schöße
Von windumspielten Weiden Kupferzoll.
Wie dürres Krummholz kriecht aus hohlen Tiefen rüde,
Sich einkrausend zu Moos, der Nebel — feucht und grau.
Über dem Flüßchen hängend spült der Abend müde
Im Weiß des Wassers seiner Zehen Blau.

Der kühle Herbst macht alle Hoffnung farbenbunter,
Wie stilles Schicksal trottet hin mein Roß,
Und seine falbe nasse Lefze hascht mitunter
Jäh nach dem flatternden Gewandesschoß.
Mich locken unsichtbare Spuren nach den Winden
Wie zum Befrieden, wie zum Schlachtenstreit —
Des Tages Fersengold wird schimmernd schwinden,
Und Mühen werden ruhn im Futteral der Zeit.

Die kahlen Hügel und der feste Sand am Wege
Sind ausgestreut wie Rost aus einem roten Born,
Das Zwielicht tanzt wie Dohlen in Erregung
Und biegt den Sattelgriff zu einem Hirtenhorn.
Ein milchigweißer Rauch wiegt Dörfer wie im Winde,
Doch fehlt der Wind, es gibt nur Glockenklang,
Und Rußland schläft in froher Kummerrinde
Und klammert sich an einen gelben, steilen Hang.

Es lockt die Nachtrast, nah ist Dach und Futter,
Nach welkem Dill riecht das Gemüseland.
Und tropfenweise gießt das Horn des Mondes Butter
Auf krausen Kohles grauen Beetesand.
Ich atme frisches Brot und sehne mich nach Wärme
Und beiße Gurken knackend — im Gedankenschmaus.
Der Himmel — aufbebend hinter der flachen Ferne —
Führt eine Wolke aus dem Stall am Zaun heraus.

O Rast zur Nacht, wie kenn ich dein Getriebe,
Deine geleitende Berauschtheit in dem Blut!
Die Wirtin schläft. Verwitwet drückt die Liebe
Im Lendenpaar das Stroh, auf dem sie ruht.
Es tagt bereits. Im Winkel wanzenfarben
Umrandet leuchtet der Ikonenschrein,
Doch trommeln immer noch des Regens feine Garben
Ihr Frühgebet in trübe Scheiben ein.

Und wieder blaun vor mir die Felder und die Weiden,
Die Pfützen schaukeln das rote Sonnenrund,
Im Herzen sind mit andern Freuden andre Leiden,
Und neues Reden klebt sich an den Mund.
Wie Seegewell erstarrt der Blicke Blaue,
Vom Zaum befreit trottet mein Roß gelind,
Und eine braune Handvoll letzter Blätterknäuel
Aus seinem Rockschoß wirft mir nach der Wind —

(Deutsch von Gregor Jarcho.)

Adolf Dehn

PARIS — MINUIT

Von

MICHEL LEIRIS

Durch die Straßen zu schlendern gehört immer noch zum Besten, das einem in einer so dumm-logischen Zeit wie der unsern zu tun übrigbleibt, und ich glaube, es heißt nie seine Zeit vertun, wenn man tagsüber vor Schaufensterauslagen herum, nachts durch Bars oder Nachtlokale streift. Wenn ich mich um Mitternacht in eine obskure Bar setze und die abwechslungsreichen Bewegungen der Poker-Würfelbecher auf dem Mahagoni des Schanktisches verfolge, gegen drei Uhr morgens einen Cocktail trinke, einen Blues höre, so ist das jedesmal eine Freude, die ich metaphysisch nennen möchte.

Der Alkohol, in mittleren Dosen zu sich genommen, aber mehrfach (und zwar kontinuierlich) ist ein ausgezeichnetes Stimulans, das in Verbindung mit der Müdigkeit, die diesem nachtwandlerischen Leben eignet, wo man bei wenig Schlaf viel auf den Beinen ist, schnell zu einer Art von dauerndem Traumzustand führt und wie in einer Halluzination festgehalten ist. Diese langsam-metaphysische (um es zu wiederholen) Vergiftung hat nichts gemein mit den groben Saufereien, deren Ende meist Geschrei, Obszönitäten und Keilerei ist. Ich will aber durchaus nicht Herold des Lasters sein, ich will vielmehr an dieser Stelle deutlich feststellen, daß man sich täuschte, wenn man mich Alkoholiker glaubte.

Auch darf man nicht, weil ich von Nachtlokalen spreche, annehmen, ich sei ein Bummler, dies am allerwenigsten in dem üblichen Sinn dieser Redensart. Wenn es eine Zeitlang fast kein Vergnügen gab, auf das ich verzichtet hätte, so lag das daran, daß ich in einem solchen Maße von der Sinnlosigkeit alles Geschehenden überzeugt war, daß ich nicht einsah, warum irgendeine Betätigung der Verachtung mehr preisgegeben sein sollte als irgendeine andere, und daß alles in allem genommen die Hingabe an die erkannte Inhaltslosigkeit der Illusion irgendeines Wertes vorzuziehen sei. Das Café „Le Boeuf sur le Toit" zum Beispiel lockte mich damals wegen der absoluten Belanglosigkeit der meisten seiner Besucher. Ich muß allerdings zugeben, daß da ausgezeichnete Musik gemacht wurde: nur amerikanische Ragtimes, von dem Pianisten Doucet gespielt, der in diesem Lokal Jean Wiéner abgelöst hatte.

Ich kann nicht sagen, wie die Musik der amerikanischen Neger mich erschüttert. Es scheint heute fast ein Gemeinplatz, vom Jazz zu sprechen, und doch glaube ich ganz und gar nicht, daß über diesen Gegenstand das letzte Wort gesprochen ist, ich gehe so weit, zu behaupten, daß von allen, die bis jetzt darüber geschrieben haben, keiner auch nur im entferntesten geahnt hat, um was es sich hier in Wirklichkeit handelt. Denn es geht auch hier noch einmal um Metaphysik und nichts anderes.

Lieder wie „All alone", „Sweet Creola" oder „Lady be good" haben auf mein Leben außerordentlichen Einfluß gewonnen, so großen vielleicht, wie irgendeine Lektüre oder ein Ereignis von entscheidendem Einfluß. Keine Musik scheint mir so sehr die Beschaffenheit lebendigen Fleisches zu haben.

Die Stellen in Paris, an denen man die beste authentische Negermusik hört, sind (mehr als im „Boeuf sur le Toit", wo seit dem Scheiden von Vance Lowry und Marion Williams nur noch Weiße spielen): der „Grand Duc", „Florence" und „Mitchell's" Nachtrestaurant-Bars, alle Rue Pigalle.

In der erstgenannten Bar, deren ständiger Gast ich lange Zeit war, sang eine Mulattin namens Bricktop. Eine Frau zwischen Dreißig und Vierzig, ziemlich stark, aber von erstaunlicher Anmut. Ihre leichtgebräunte Haut, von Sommersprossen übertupft, die ihr Gesicht und ihre Arme wie mit Goldkörnern überhellen. Prachtvolle Toiletten. Sehr lebhafte Augen unter schwarzen lackierten Haaren. Ein Mund, den man als „geistreich" bezeichnen muß. Sie besaß insbesondere jene außerordentliche Intelligenz der Bewegungen, die bei einer Josephine Baker zum Paroxysmus gesteigert sind und die sich von der Pantomine unterscheiden, wie zum Beispiel die Akrobatik von der Gymnastik, eine köstliche Anmut in den Bewegungen der Arme und der Finger, dem Augenaufschlag, dem Lippenspiel, dem Zucken des Fußes, alles dies vereinigt mit einer Stimme, wie ich sie nie gehört habe, einer Stimme, die einem schweren, bestickten Stoffe, der wie durch Beilhiebe zerfetzt ist, oder einem Sperlingsschwarm, in den Adler eingebrochen sind, oder den Ruinen der Paläste von Palm-Beach oder Los Angeles nach einem Erdbeben gleicht.

Und diese Frau wußte nichts von Komödiantentum. Sie war gelangweilt. Ihre Lieder schrieb sie sich in ein kleines Schulheft. Sie lernte sie,

Fox Photo

Apporte!

Fox Photo

Kaninchenbeute

Photo Käte Ruppel

Gertrud Sauermann

Nina Hammelt

Touchagues

indem sie sie mit halber Stimme vor sich hinsang. Sie trank, ohne jemals betrunken zu werden. Sie hatte lange Unterhaltungen mit dem intellektuellen Neger Jackson, der sie auf dem Klavier begleitete. Sie machte sich ab und zu einen Spaß daraus, das Duett „I am in love again" mit Buddie Gilmore zu singen, einem kleinen, kugelrunden Neger voller Phantasie und Laune, der als Drummer des syncopated Orchestra (einer von Harry Wellmon dirigierten Truppe von etwa 40 Negern — Sängern, Tänzern und Musikern) nach Paris kam und sich sofort durch sein Schlagsolo einen Namen gemacht hatte.

Sie empfing die Gäste, sagte jedem eine Liebenswürdigkeit, vollendete Dame des Hauses. Leutselig und lächelnd war der Herr des Hauses, wenig um Reklame besorgt, empfing jeden mit der entgegenkommenden Herzlichkeit eines alten Verwalters, der auf dem Schlosse seiner Herrschaft die intimsten Freunde des Hauses empfängt.

In den „Grand Duc" kamen regelmäßig fast alle amerikanischen Neger von Paris, alle, die auch das „high-brown" bedeuten: Mitchell, Inhaber der Bar in der Rue Pigalle, Marion Williams, der ehemalige Trommler des „Boeuf sur le Toit", Vance Lowry, Seth Jones, Fernando Jones, der zurzeit in der Revue des „Palace" tanzt. Die Crackner Jacks (damals Jazz im „Shanley's, dem heutigen „Palermo"), der Tänzer Hommy Wood, Virginia West, das „coloured girl" von Moulin-Rouge usw. usw. Und reihum trug jeder von ihnen zu seinem Amüsement etwas vor, und oft mußte auch jeder der Gäste (weiße und schwarze) etwas bieten, gleichviel ob Tanz, Gesang oder Musik. Man hatte nie das Gefühl, sich in einem Nachtlokal zu befinden, eher schon in einer Art kleinem geselligen Klub, wo man sich auf eine kindlich harmlose Weise amüsierte.

In dieser Bar, bei dieser Mulattin, die ganz gewiß der von Apollinaire erwähnten, die „die Poesie erfand", ähnlich ist, habe ich die tiefsten Stunden meines Lebens verbracht. Beim Anhören dieser Lieder, die kaum von anderem als dem Paradies, naiver Liebe und etwa dem Exil handeln, während ich dieser Stimme lauschte, die sich wie ein rauher, aber reiner Pfeil erhob, sich durch das Gebüsch der Luft einen Weg bahnte und wie eine närrische, aber in sicherer Flugbahn gehaltene Feder bis zu den höchsten astralen Schichten stieg, in einer Nacht, deren ich mich Wort für Wort (Auge für Auge möchte ich sagen) erinnere, mit einem Freund trank, der mir von Liebe und vom Unabänderlichen sprach, habe ich begriffen, erfaßt, greifbar mit den Händen erfaßt, was es ist um diese Ewigkeit, deren Name meist „Verzweiflung", manchmal auch „Leere" ist.

Jules Pascin

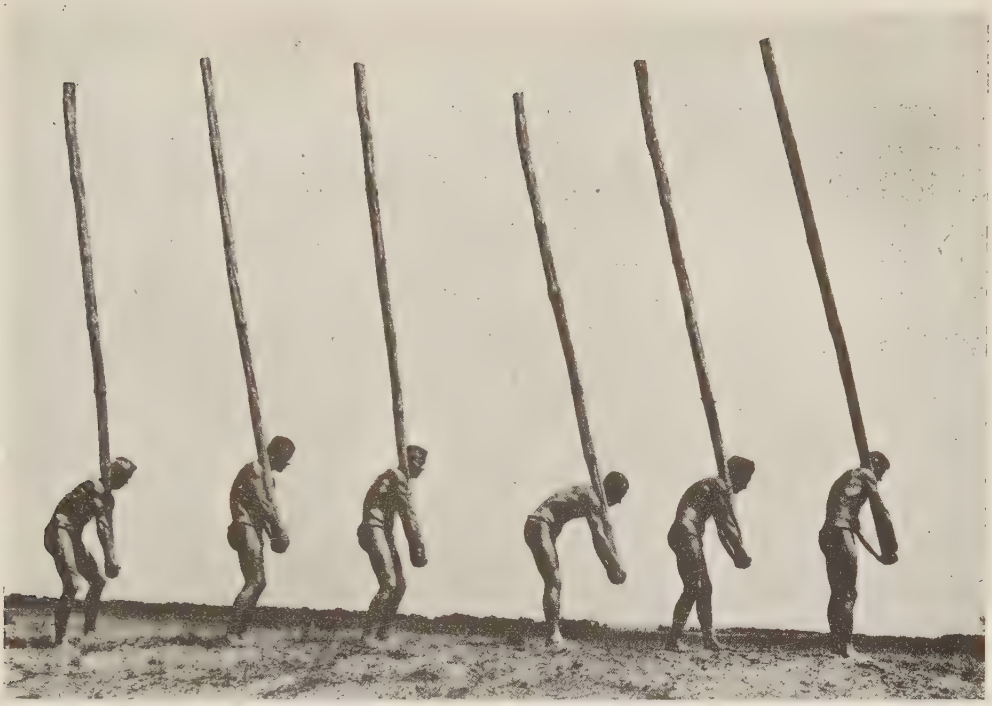


Photo Sport & Sonne

Schupo beim Balkenwerfen

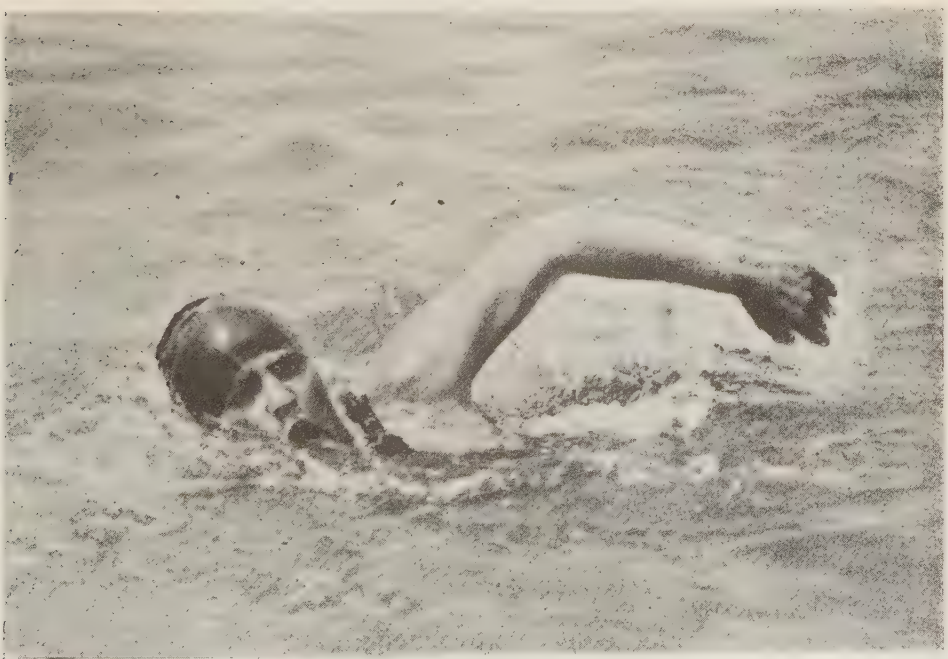


Photo Topical

Die Deutschamerikanerin Gertrud Ederle, die Bezwingerin des Kanals in Rekordzeit

Galerie van Leer, Paris

Henri Rousseau. Die Artilleristen

Photo Bertram Park

Die Morris-Tänzerinnen, Cap d'Antibes

ERBLICHER DANDYSMUS

Von

M. SCHMAHL UND DR. AUGUSTA VON OERTZEN

Die englische Nobility des späten achtzehnten Jahrhunderts, diese eigenartige Mischung von Spleen und Herrentum, war die Wiege des „dandy"! Wie ein Wesen höherer Art erhob er sich über das übrige Menschengesindel, das am Erdboden festklebte.

„Diese englischen Gentlemen", schreibt Heinrich Heine, „betrachteten ihr kleines England als ihr Absteigequartier, Italien als ihren Sommergarten, Paris als ihren Gesellschaftssaal, ja die ganze Welt als ihr Eigentum. Ihr Gold war ein Talisman, der ihre tollsten Wünsche in Erfüllung zauberte." Die Briten haben den Mann in Reinkultur gezüchtet, der das ganze Leben nur von dem einen Gesichtspunkt aus betrachtete, eine gute Figur zu machen.

Doch nun gilt es zunächst einmal festzustellen, was denn eigentlich ein „dandy" ist.

Es ist ein Mensch, dessen Tun, Beruf und Dasein im Kleidertragen besteht. Jede Kraft seiner Seele, seines Geistes, seiner Börse, kurzum des ganzen Menschen ist mit heldenhafter Hingabe dem einen Ziel zugewendet: seine Kleider richtig zur Geltung zu bringen. Während der Mensch im allgemeinen sich kleidet, um zu leben, lebt der „dandy", um sich zu kleiden. Er wandelt dahin als ein lebendiger Märtyrer des ewigen Wertes der Kleider und ihrer Herrschaft über den Menschen. „Der ‚dandy'", sagt Carlyle, „affektiert Ausschließlichkeit und Kastengeist, er befleißigt sich einer besonderen Ausdrucksweise, eines Etwas, das man mit englisch-französisch bezeichnen könnte, und bemüht sich, ein nazarenisches Gebaren zur Schau zu tragen, um sich von der Welt unbefleckt zu halten."

Die Haushaltung dieses Mannes, der mehrere Stunden gebrauchte, um sein drei bis sechs Ellen langes weißes Batisthalstuch um seinen Nacken zu drapieren, fand ihren Mittelpunkt in dem Ankleidezimmer. Es war mit Sesseln, Ottomanen und riesigen Spiegeln verschwenderisch ausgestattet, auf einem perlmutternen Tisch verschiedene Flaschen mit Wohlgerüchen und alle Luxusgegenstände der Toilette aufgestellt. In einem reich und kostbar ausgelegten Garderobenschrank befanden sich Dutzende von Gewändern, auf den unteren Brettern Schuhe in allen Farben und Formen. Ein Diener in weißseidener Jacke und batistener Schürze leistete in den sakralen Stunden der Toilette eifrige Dienste. Für den Anzug des „dandy" gab es besondere Gesetze, die, als Glaubensartikel formuliert, absolut anerkannt wurden, sie lauteten:

1. Röcke dürfen keinerlei dreieckige Formen zeigen, gleichzeitig sind Falten auf der Rückseite sorgfältig zu vermeiden.
2. Der Kragen ist ein Punkt von großer Wichtigkeit. Er muß hinten niedrig und ein wenig gebogen sein.
3. Keinerlei Modefreiheit darf einem Manne von feinem Geschmack gestatten, die hintere Körperfülle eines Hottentotten zu adoptieren.
4. Im Schwalbenschwanz liegt Heil.

5. Der Geschmack eines gebildeten Mannes zeigt sich nirgends deutlicher als in seinen Ringen.
6. Unter gewissen Vorbehalten ist es der Menschheit erlaubt, weiße Westen zu tragen.
7. Beinkleider müssen um die Hüften herum sehr eng sein.

Die Dandys besaßen in London ihr bestimmtes Klubhaus, Almack genannt (es war 1765 von einem Schotten, MacCall, erbaut worden, die Buchstaben seines Namens versetzt, ergeben den Namen), wo sie allabendlich Zusammenkünfte und Feste abhielten. Bei solchen Gelegenheiten führten die Modefexe ihre neuesten Kreationen vor und machten damit Furore. So der sogenannte sublime dandy, George Brummel, mit seinem Halstuch aus Mull, welches Anlaß zu einem Buch über die Kunst des Bindens gab; es erschien 1818 unter dem Titel „Necklothitania".

Christian Andersen Scherenschnitt

Dieser Tempel des beau monde durfte nur in Eskarpins, weißer Krawatte und „Chapeau bras" betreten werden, die Zulassung bedeutete für Leute, die gesellschaftliche Ambitionen hatten, den siebenten Himmel. Aber es war nicht leicht, sich unter die „beaux" und ihre erwählten Damen mischen zu dürfen, Namen und Geld genügten keineswegs, sondern der springende Punkt war, „comme il faut" zu sein. Geistige Nahrung wurde den Klubmitgliedern dadurch geboten, daß alle „Moderomane", in denen irgendwie von Kleidern die Rede war, zur Verfügung standen, ebenso lagen sämtliche „Journale", wie „le bon genre", „le suprême bon ton", „le gout du jour" usw., zur Einsicht und Anregung bereit.

In den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts erlebte der Dandysmus seinen Kulminationspunkt. Es war die Zeit, als der blendend schöne Prinz von Wales, der 1830 als Georg IV. den englischen Thron bestieg, sich den Einlaß zu Almack durch die Erfindung einer — Bandschleife am Schuh erwarb! Dazu kam noch das glänzende Debüt dieses „first gentleman of Europe" (Byron)

auf seinem ersten Hofball, wo der Prinz in einem rosa Frack mit weißseidenen Aufschlägen in buntgestickter Weste und einem mit 5000 Edelsteinen besetzten Hut geradezu Furore machte! Seitdem waren die Blicke von ganz England auf den Thronfolger gerichtet, als den Idealtyp des vornehmen Mannes; seine Streiche bildeten unerschöpflichen Stoff für Zeitungen und Karikaturen. „Prinz Florizel", wie Thackeray ihn genannt hat, machte dem „dandyclub" alle Ehre. Er verbrachte täglich mehrere Stunden vor den vier Riesenspiegeln seines Toilettenzimmers, er weinte und riß sich die Haare aus, als einmal Brummel, der „arbiter elegantiarum" der Gesellschaft, seinen Kragen zu niedrig befand. Ueberhaupt besaß der Prinz alle Eigenschaften, die den Dandy über das Niveau der übrigen Menschheit erheben: seine Schulden waren gigantisch, seine Extravaganzen im Essen und Trinken grenzenlos; Ziel und Sinn seines Lebens war, sich zu amüsieren. Die Galoppaden im Hydepark, das Flanieren in Bondstreet, begleitet von einer glänzenden Suite gleichgesinnter „beaux", füllten einen großen Teil des Tages aus, der für den Dandy erst drei Uhr nachmittags begann. In seinem Palais, dem mit immensen Kosten restaurierten Carlton House, hielt Prinz Florizel Hof, ewig in Hetze, ohne etwas Wirkliches zu tun, dilettierte er in allen Dingen; Boxer, Gesangs- und Tanzlehrer machten Friseuren, Hutmachern und Schneidern Platz. Unangemeldet durfte Dawidson, der „maecenas" der Schneider, im Carlton House erscheinen.

George Grosz

Fast jeden Abend versammelte sich im Carlton House eine glänzende Tafelrunde, eine bunte Mischung von Politikern, Gelehrten, Mondänen und Müßigen. Eine amüsante Folge von Stichen des Engländers Dighton hat uns die Freunde des Prinzen, jeden in seiner Eigenart, überliefert.

Ein Dutzend läßt der Künstler in modischem Straßenanzug — teils exzentrisch, teils vornehm temperiert — an uns vorbeidefilieren. Da ist z. B. Lord Petersham, Earl of Harrington, der einen nach ihm benannten Mantel erfunden hat. Ein Original! Niemals verließ er seine Appartements vor sechs

Uhr abends, dann bestieg er, vollständig in Braun gekleidet, eine braune Kalesche mit braunen Pferden, die von Kutschern in brauner Livree gelenkt wurden; der ganze Kerl sah aus wie ein „Seufzer in Eskarpins", denn er trauerte seiner unglücklichen Liebe zu der jungen, blonden Witwe Mary Brown nach, der zu Ehren er sich selber ganz auf „Braun" abgestimmt hatte. Seine elegante Wohnung roch nach Tee und Tabak. Sein Fetischismus, eine erbliche Belastung der Earls of Harrington, ließ ihn Tee in allen Sorten aufhäufen, ebenso Tabak. Von seinem Vater kursierte die Geschichte, daß er seinen Sohn, der nach jahrelanger Abwesenheit aus Indien zurückkehrte, mit den Worten empfing: „Wie geht es? Willst du Tee haben?"

Wilhelm Petersen

Dann erscheint Lord Sefton, mit dem Spitznamen „a good whip", weil er sich vollständig auf den Kutscher frisierte, er trug immer Reitstiefel, Zylinder und Kutscherdreß. In dem von ihm gegründeten „Kutscherklub" wurde enorm gejeut, der Lord verlor in einer Nacht 120 000 Pfund Sterling, was er aber mit dem einem Dandy gebürenden Gleichmut ertrug. Eines der Gesetze der Dandysekte lautete: „Halte deine Stimmung frei von Aufregungen, während du dich ankleidest, philosophische Ruhe ist notwendig, denn Helvetius sagt mit Recht, daß unser Unglück nur aus unserer Leidenschaft entsteht." Da das Ankleiden den größten Teil des Tages in Anspruch nahm, so hatte der Dandy allen Grund, sich auf Seelenruhe zu trainieren.

Ein besonderer Intimus des Prinzen war Lord Hanger, der sogenannte „blue Hanger", weil er mit Vorliebe Blau trug, dazu eine rosa Rose im Knopfloch. Er war nach Aussprüchen der Zeitgenossen ein „beau" allererster Klasse. „Für mich", sagte er, „gibt es keine größere Ehre, als der Freund meines Prinzen zu sein, und ich kann mich mit Recht rühmen, ohne Rivalen auf dem Gebiete der Ausschweifungen jeder Art zu sein!"

Die Rolle der Frauen war in diesem Männerklub sekundär. Der Prinz von Wales war allerdings ein Herzensbrecher ersten Ranges. Er war bis zu seinem letzten Atemzug in Liebesabenteuer verwickelt, die ihn aber nicht wirklich tangierten. In seiner Jugend, als er in die reizende Schauspielerin, die sogenannte „Perdita", verliebt war, scheute er kein Mittel, um die Glut seiner Empfindungen durch äußeren Verfall zu dokumentieren. Er ließ sich täglich dreimal zur Ader lassen und erschien dann bleich und zitternd bei der spröden Schönen, um sie durch Mitleid zu rühren.

Die Extravaganzen des Prinzen führten schließlich zu einem vollständigen

finanziellen Zusammenbruch. Als das letzte Geld verbraucht war, welches er seinem alten Vater abgejagt hatte, indem er drohte, die Briefe des Königs öffentlich zu versteigern, sah sich „Prinz Florizel" gezwungen, zu heiraten. Die Million Pfund Sterling, die ihm die verhaßte Prinzessin von Braunschweig mitbrachte, erlaubte ihm, sein verschwenderisches Leben weiterzuführen. Skrupellos überließ er seine Frau und kleine Tochter ihrem Schicksal und fuhr fort, ein Dandy zu sein, eine Beschäftigung, die mit den Funktionen eines guten Ehemannes nicht das geringste zu tun hatte.

Aber die Dandys wurden alt, und damit verblaßte allmählich der Glanz ihres Ansehens. Nicht alle besaßen soviel Stilgefühl wie der uralte Lord Queensberry, der bis zum letzten Seufzer der schönen Form nachjagte. Schon halbtot, in der zitternden Hand mühsam eine Lorgnette haltend, saß er in seinen letzten Stunden am Fenster, um die vorübergehenden Schönen zu betrachten.

Als die Dandyseele sich zum zweiten Male auf Erden reinkarnierte, da wachte sie in Frankreich auf. Aber sie hatte noch soviel von ihrem früheren Leben mitgebracht, daß die Grundfarbe ihres Wesens britisch blieb. Old England war in der fashionablen Welt des Kontinents Trumpf!

In den dreißiger und vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts wurde Europa anglomanisiert: die Klubs, der Sport, der Anzug, alles war englisch! Der zarte, ganz romanisch eingestellte Alfred de Musset, um 1840 als Dandy tonangebend, kleidete sich à l'anglaise, obgleich diese Note gar nicht zu seinem erlöschenden, nervösen Gesicht paßte!

Und es erschien ein neuer Typ des Dandy, der „Aesthet"! Während Brummel und seine Gefolgschaft bedingungslose Sklaven ihrer Kleider gewesen waren, jede Bewegung daraufhin prüften, ob sie nicht die wundervollen Toiletten in Unordnung brächte, den Sport verachteten, trainierten die Dandys der Biedermeierzeit den Körper. Sie schauten nicht nur zu bei den Rennen, um auf dem grünen Rasen neue Modeerfindungen zu präsentieren, nein, sie ritten selber mit!

G. H. Wolff

Sie begannen Kunstwerke zu sammeln, nicht, um recht viel davon zu besitzen, sondern um zu genießen. In mystischem Dämmer, bei den Klängen seltsamer Musik wurden edle Steine betrachtet, Blumen von absurden Formen und diabolischen Gerüchen gezüchtet, grüne Nelken, blaue Rosen im Knopfloch getragen. Ein Typ entwickelte sich, der in dem Dandytum eines Oskar Wilde seinen Gipfel und sein Ende zugleich fand.

Aber ehe es soweit gekommen war, hatte das ewig junge Albion schon wieder einen neuen Dandy hervorgebracht, Eduard VIII., Prinzen von Wales, geboren 1841. Es scheint, als wenn der Name: Prinz of Wales ewig mit dem Rufe des „Lebemanns" verknüpft bleiben, als wenn das populärste Wappen Englands, die drei nickenden Straußenfedern, den Skandal provozieren sollte!

Eduard machte den Traditionen seines Namens alle Ehre! Er spielte, verschwendete, amüsierte sich und wurde von niemandem ernst genommen. Auch er verbrachte Stunden über Stunden mit Ueberlegungen, wie er sich kleiden solle. Sein berühmter Schneider Davidson übernahm die gleiche Rolle wie sein Meister gleichen Namens bei Georg IV. Er wurde das Vorbild für sämtliche Schneider Europas.

Wenn dieser Grandseigneur im wahrsten Sinne des Wortes erschien, bis zum letzten „à quatre épingle", umweht von dem zarten Hauch eines erlesenen Parfüms, zwischen den Lippen eine mächtige Havanna, dann beherrschte er die Gesellschaft.

Vor kurzem ist der Letzte seiner Epoche, Lord Robblesdale, gestorben, der bei Hofe den Spitznamen der „Ahnherr" trug, weil er in allen Tugenden des englischen gentleman gegenüber der jüngeren Generation eine Tradition verkörperte, die im Aussterben war.

Für Reklamezwecke war der genießerische Eduard besonders willkommen; er mußte seine dandyhafte Vorliebe für Havanna und gute Seifen büßen, indem alle Tabak- und Seifenfabrikanten ihn als Reklameschild benutzten. Eine beliebte Rolle, die man ihn spielen ließ, war die des Modeschneiders oder des Hosenträgerkönigs!

Aehnliche Geschichten, wie sie über Georg IV. kursierten, gingen auch von Eduard um. Die erbliche Belastung! So ärgerte sich Georg grenzenlos, wenn einer seiner Höflinge nicht korrekt genug angezogen war, „der gut angezogene Mann hat beim Eintritt in das Zimmer den Hut unter dem Arm zu tragen, beim Austritt auf dem Kopf" war oberstes Gesetz im Carlton House. „Leute mit schlecht sitzenden Krawatten kann ich nicht ausstehen", murrte Eduard und riß Näherstehenden eigenhändig die Binden herunter. Ueber den Geruch und die Feinheit der Schuhwichse hatten die Dandys des 18. Jahrhunderts stundenlang orakelt, Eduard verkündete stolz: „Ich habe mir aus Rambouillet Hammel kommen lassen, aus deren Knochenmark die Crême zum Putzen meiner Schuhe gewonnen wird. Ich lasse sie von unbestechlichen Wächtern bewachen."

Es scheint beinahe, als sei der Prinz of Wales kein Mensch, sondern ein Typus, dessen eigentliche Charaktereigenschaften erst zum Vorschein kommen, wenn er den Thron bestiegen hat. Solange er Thronprätendent ist, spielt er Theater, indem er den „gentleman" mit allen Raffinements darstellt, er ist der äußerste Exponent der Mode, die Zierde der vornehmen Klubs, der Abgott der Frauen, der Mittelpunkt des Zeitungsklatsches!

Alles wiederholt sich.

Wenn man heute eine englische Zeitung aufmacht, so findet man als größte Sensation die Artikel über „our Prince". Jeden Tag bringen die großen Zeitungen eine eigene Rubrik mit diesem Titel überschrieben!

R. Schlichter

Der jetzige „Prince of Wales", geboren 1893, hat das Erbe seiner Väter würdig angetreten. Er ist tonangebend in der Mode, ein glänzender Sportsmann, Tänzer, er liebt Paris. Er erfindet neue Moden, er kreiert Tänze. Er ist der meistphotographierte Mann in England; genau wie sein Ur-Großonkel Georg der meistporträtierte war.

Schon hat sich die Karikatur seiner bemächtigt . . .

Tausende von Postkarten durchschwirren die Welt, Vorboten des überall mit offenen Armen empfangenen, bezaubernden „Prinzen von Wales", dessen Schönheit seinem vielversprechenden Namen alle Ehre macht.

Liebevolle Unterschriften spiegeln den ganzen Stolz Old-Englands, „Seine königliche Hoheit in guter Laune," „unseres Prinzen glückliches Lächeln," „der freundschaftliche Händedruck unseres Prinzen" und was sonst an Vor-

zügen zu registrieren ist, hier kommt es in die Oeffentlichkeit. Er, schön wie ein junger Gott, blond, schlank und hochgewachsen, lächelt kühl und liebenswürdig, wie nur der vollendetste Hochmut lächeln kann: im Gesellschaftsanzug, im Sportdreß, auf der Straße, in seinem Heim, in Uniform, im Zylinder, im runden Hut, im Helm, in der Sportmütze.

Neuerdings gefällt es Seiner königlichen Hoheit, Mädchenkleider anzuziehen. Eine Laune, die keinerlei Sympathie im meerumrauschten Albion findet, denn sie verrät Passionen, die ein monarchisch eingestelltes Land bei seinem Thronfolger nicht gerne sieht. — Ernste englische Blätter ergehen sich in Klageliedern über diese neue Rolle ihres Helden. Und das Schlimmste ist, daß die Kamera sich seiner blonden, mädchenhaften Schönheit bemächtigt, und daß dieses Bild allen anderen, den Tausenden und aber Tausenden, den Rang abgelaufen hat.

In der Geschichte des Dandysmus ist die weibliche Rolle neu. Auf den Bällen bei Almack erschienen rosenrote und himmelblaue Kavaliere, die aussahen wie Watteausche Schäfer; als süße, kleine Puppen tänzelten sie über das Parkett. Aber sie wollten Männer bleiben! „I'll damned, if I'm ever so effeminate" brummte Georg IV., als man ihm zu kokette Moden vorlegte.

Aber einen Punkt gibt es, in dem der jetzige Prinz von Wales den Dandys des 18. Jahrhunderts sehr nahe verwandt ist: in seinen Beziehungen zu den Frauen! Er liebt sie nicht und wird doch so sehr von ihnen geliebt! Einmal verließ ihn sein huldvolles Lächeln, als bei einem Ball in Johannesburg eine würdige Dame ihn fragte, ob er den heutigen Typ der jungen Mädchen nicht entzückend fände?

Da wehrte er sehr entschieden ab. „Nein, ich liebe sie nicht, diese jungen Mädchen mit den Bubenköpfen und den Zigaretten im Mundwinkel! Ich finde sie sogar entsetzlich!" (Ob er die mit langen Haaren vorzieht?)

Die splendid isolation, in die sich der erlauchte Herr hierdurch in Johannesburg gebracht hat, sie ist echt „dandyhaft". Hochmütig, exzentrisch, verrückt, das waren die Eigenschaften, die der wirkliche Dandy dem weiblichen Geschlecht gegenüber zum Ausdruck brachte. Er reizte und quälte die Frauen, weil er sie verliebt machte und trotzdem Distanz hielt, denn seine Devise war „nil admirari"!

Selbstvergötterung, Unabhängigkeit, Courtoisie, kurz Egoismus, sublimiert und manieriert, das war das eigentliche Wesen des Dandysmus. Seine Art sich zu geben, zusammengesetzt aus „Nuancen", hat es nur in Zeiten höchster Kultur und beginnender Ermüdung einer Gesellschaftsschicht gegeben.

Sein äußerster Exponent ist und bleibt George Brummel. Als er von Wahnsinn umnachtet, verarmt und verlassen, die schäbigen Reste seiner einstigen Eleganz anlegte, Blumen und Kerzen in seinem traurigen Hotelzimmer in Gaen aufstellte, um das tote England, die verstorbenen Freunde seiner Epoche bei sich zu empfangen, da leuchtete in den sonderbaren Gebärden eines Irrsinnigen letzter Glanz einer „Ichkultur" auf, wie sie in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft nicht wieder vorgekommen ist.

Das stolze Albion behält den Ruhm, Wiege und Grab des Dandysmus zu bleiben, eine Nation, die das Wort „ich" groß schreibt!

Eton College Boys auf dem Weg zur Schulfeier

Photos Sport & General

Harrow College Boys

Auf dem Weg zum Kampfplatz

Die „Monarch"-Mannschaft der Eton Boys

Photos Sport & General

Beim „Field Game“

Photos Sport & General

Beim „Wall Game“

Anrudern zum Start

Photos Sport & General

Bummel vor dem Wettkampf

LONDONER TYPEN

WAS IST „NICE"?

Von

VIOLA TREE *)

Wichtig und grundlegend für die Engländer ist, daß sie so „nice" sind. „Nice" wird durch das Wort „gemütlich" nicht ganz sinngetreu wiedergegeben. „Nice" ist viel trocknere, härtere Substanz, etwa wie Holz. — Es ist freundlich und doch hart wie sein Klang, glatt gehobeltes Holz oder Biskuits oder Stühle; eine mittlere Güte, bescheiden, nicht aggressiv.

Als Kind reichte mir Königin Viktoria die Hand, weil mein Vater ein berühmter Schauspieler war und ich gewissermaßen einen Teil des nach Balmoral expedierten Gepäcks bildete, Balmoral, das ziemlich scheußliche Schloß oder Haus der Königin. Die Königin reichte mir die Hand und meinte mit einer typisch englischen Stimme: „Very nice". Das war in der Tat das Netteste, was sie einem kleinen Mädchen sagen konnte. — Dasselbe würde sie Bismarck gesagt haben, denn ein größeres Kompliment gab es nicht. Die Königin besaß, wie wir aus Mr. Stracheys Büchern erfahren, einen starken Willen und ein heftiges Temperament, neigte zu phantastischer Uebertreibung, aber dieses Wort saß.

„Nice" ist, glaube ich, das gebräuchlichste Wort in England, „nice" und „like".

Die Leute in England finden Sie viele Jahre „nice", bevor sie Sie lieben (nett, bevor man Sie fabelhaft nennt). „Amusing" wurde von den „Bloomsburies" als Bezeichnung für beinahe alles erfunden. Ballett, Tod, Geburt, Scheidung: amusing. Ein „Bloomsbury" ist einer aus einem bestimmten Kreis, ein Typ; wie er selbst zugibt, keine gute Klasse, das Gegenteil von „nice". Er ist ein Parasit, ein Bündel Misteln, wie es auf der Eiche gedeiht. Ja man kann, um bei dem Vergleich zu bleiben, sagen, daß die „Bloomsburies" in Londons literarischer und künstlerischer Welt von den Vögeln Roger Try und Walter Lickert gepflanzt wurden oder, wenn nicht gerade gepflanzt, so doch bewässert und ermuntert von ihnen.

Alle „Bloomsburies" sind arm; alle lieben sie Bücher, leben von Büchern und Sardinen; nur wenn sie bewirtet werden, nehmen sie substantielle Nahrung zu sich und trinken wahre Getränke. Sie waschen sich lieber, als daß sie baden — sie haben keine Zeit zu baden, die Gepflegtheit ihres Geistes ist es vielleicht, die keine Körperkultur zuläßt. Ihre Augen sind derart auf brennende Fragen und auf ihre besten Freunde fixiert (die sie hassen oder lieben), auf deren Unternehmungen und Werke, daß sie an elektrisches Licht und an Schuhe nur in Kunstformen denken. Nie arbeiten sie, nur um Geld zu verdienen, wie wir dies alle, um es ehrlich zu gestehen, tun. Sie arbeiten nur, um etwas „nett" zu finden und darüber zu sprechen („to like a little and to speak a little").

Ihr Milieu zu beschreiben, ist leicht. London hat zwei Viertel oder, besser

*) Viola Tree ist die Tochter des Schauspielers Beerbohm-Tree.

gesagt, drei, die den Künstlern Obdach bieten — Hampstead im Norden, Chelsea im Süden, Bloomsbury im halben Osten: nicht das „East End"; dies beherbergt die Juden und die Armen — die wirklichen Juden und die wirklichen Armen, meine ich.

In Bloomsbury befinden sich nur die Theater und die Einkaufszentralen des „East End". Seine Häuser haben den reinsten Londoner Stil und besitzen wie die Häuser in Dublin ein Kellergeschoß und einen Vorhofsraum — wo Kohlen und rote Rüben gelagert werden. Kaum einer von den Bloomsburies jedoch benutzt den Keller, es sei denn als Stapelplatz für alte Bücher, Bilder oder Gerümpel.

Mopp Paul Cassirer
Litho der Galerie Flechtheim

In Bloomsbury gibt es ein schmächtiges Speisezimmer für Sonntagsmahlzeiten und ein trauriges Hinterzimmer, wo Dentisten ihre Taten tun oder Kinder schreien. Dann eine einfache gußeiserne Wendeltreppe, manchmal von wunderschöner Form, je nach dem architektonischen Entwurf eine Spirale oder ein Z bildend. Der erste Stock, eine fabelhafte Angelegenheit, weist ein immer nach einem Square gelegenes Vorderzimmer mit drei Fenstern auf. Dort gibt es immer Squares, wenigstens ist immer einer in der Nähe in diesen Straßen, die wie Glieder einer Kette sind, manche rund, manche rechteckig. Da stehen hohe Platanen, die ein Alter von ungefähr hundertundfünfzig und mehr Jahren haben; das Alter der Häuser schwankt zwischen hundert und hundertfünfzig Jahren.

Der Raum darüber, der „Schlafzimmerstock" (es gibt nur zwei Zimmer und die Andeutung eines dritten auf jedem Stock) wird gewöhnlich von zwei Herren bewohnt, zwei jungen Literaten; über dieser Etage liegt noch ein „Schlafzimmerstock" (gewöhnlich von einem Ehepaar oder Verwandten bewohnt.) Alle haben gute Bücherborde, schlechte Dienstboten und krachende Betten. Aber die „Bloomsburies" machen sich nichts aus guten Betten und vielen Kindern, sie haben keine Zeit, noch Geld für solche Sachen, aber sie haben große sentimentale Leidenschaften, oder leidenschaftliche Beziehungen, oder Beziehungen ohne jede Leidenschaft, aber auf jeden Fall Beziehungen.

Liebend kann man sie sich nicht vorstellen. Und doch halten sie viel von der Liebe, ich weiß es bestimmt. Ich glaube, sie fassen sie auf wie das Leben, Dostojewski, und das Tanzen. Mehr als Betrachter denn als Hörer.

Wer sind sie eigentlich? Sie kommen und gehen, wie die Fische im Aquarium, manchmal als ein helles Aufleuchten, ein flüchtiges Verschwinden, aber man fühlt, sie sind immer da.

An der Spitze von allen steht Lytton Strachey mit seinem rotgoldenen Bart, schlank und beinahe unbeweglich und doch unendlich biegsam. Er sieht Bernard Shaw gar nicht ähnlich. Jedes Bild Stracheys würde uns einen falschen Begriff geben. Max Beerbohms Karikatur ist sein einziges Porträt, es ist keine Karikatur. Er spricht mit hoher Stimme und macht so die Dinge, die leise gesagt werden könnten, interessant, und wenn man glaubt, er ist interessiert, ist er gelangweilt und geht fort.

Die „Bloomsburies" haben feine Manieren. Sie machen sich nichts daraus, jemand zu kränken, doch mögen sie nicht, daß man ihnen die Absicht anmerkt.

Außer Lytton Strachey, genannt Lytton, gibt es Oliver Strachey, St. Loo Strachey oder Marjorie und viele andere Stracheys. Sie sind weniger prominent, doch auch bekannt. Dann ist da Clive Bell, der laute und temperamentvolle Kritiker; er hat das Wort „Surrealist" kreiert und entdeckt jeden Tag einen neuen Maler; aber der Maler malt wirklich — und so weiß man, daß er lebt und daß er gut lebt.

Dann Raymond Mortimer, auch ein Kritiker, jung und grausam, schön wie ein Fuchs, aber er kritisiert Bücher oder das Ballett und kritisiert das Leben.

Ferner die zwei schönen Schwestern Virginia Woolf und Vanessa Bell, Malerin und Schriftstellerin, mit Gesichtern wie Statuen und Manieren wie Königinnen. Sie gehören, wie jemand sagte, zur Burne-Jones-Periode. Außer diesen, Virginia (der Dichterin) und Vanessa (der Malerin), figuriert Duncan Grant, vielleicht unser größter Maler, schön anzusehen und scheu wie ein Satyr — ebenfalls mit guten Manieren. Hinzu treten noch „Dady" Ricauds und Philip Ritchie, gut aussehende Jünglinge, die schreiben und von denen man sprechen wird. Dann die Garnets und Birrels, beide Söhne berühmter Dichterväter. Sie besitzen einen Bücherladen in Chelsea, und Garnet arbeitet an Lieblingsbüchern, wie „Lady into Fox" oder „The sailors return".

Dann Arthur Waley, der chinesische Scholar, der nie über die eigenen Witze lachte. Natürlich gibt es noch viele andere. Man trifft sie zusammen in den entsprechenden Gesellschaften, Balletts und Musikabenden. Sie lassen sich von der Lebewelt und der Aristokratie mit ihren Schauspielerinnen und Champagner amüsieren, nehmen das alles aber nur als Scherz — sie lieben Scherz.

Die Aristokratie, unter der ich diejenigen verstehe, die als Erste zur Guillotine gehen, und die sich am besten benehmen, und die ich heute nur oberflächlich behandeln kann, erfreuen sich eines großen Vorteils gegenüber den „Bloomsburies" und den meisten Klassen; sie sind ungehemmt. Sie bestimmen die Mode und haben das jahrhundertelang getan. Sie wissen nicht, warum und wie, denken nie nach, bevor sie sprechen, übrigens fragte man nie danach, was sie sprechen.

Der englische Aristokrat reist erster Klasse, selbst wenn er arm ist; er tut es unbewußt, er kann nicht anders. Alle anderen, die erster reisen, sind Aufschneider und Schieber.

SAISON-ENDE BEI VAN DONGEN

Von

FELIX BUTTERSACK

Von Jahr zu Jahr mehr Ingrediens des gesellschaftlichen Lebens wurden van Dongens Novemberausstellung, Winterbälle, Frühjahrssoireen, sommerliche Picknicks . . . wir haben Juli; der Turnus, in welchem dieser erstaunliche Gastgeber-Künstler seinen Namen durch den Kreislauf des Pariser Jahres schlängelt, ist zu drei Vierteln ausgeführt, und es rufen, auch jetzt nicht zum Frieden, Land und Meer.

Das Haus an der Straße Juliette-Lamber zählt tausend Gäste in den neun Monaten, oder zehntausend nach van Dongens Schätzung. Ein Phänomen! Die Gesellschaft hat wieder einmal ihren Meister entdeckt: von ihr selbst emporgetragen, verwaltet er, was ihm zukommt, stetig, vortrefflich. Ein Genie! Wie wenige so Antonius, daß sie, ehrlich, erfolghungrig Strebende, der Versuchung widerstünden, wollte sie nur herankommen! Und er, ungezogener Liebling der Göttinnen . . . er findet den glänzenden Strudel um sich gemischt wie Cocktail.

„Wissen Sie," sagt van Dongen, „es ging wie dem Schneeball: einmal in Schwung, rollte das Kügelchen auf zum kolossalischen Rhombus."

Kleine und große Flocken sitzen nun an, wie es so rollt.

„Natürlich," sagt van Dongen, „bleibt es gemischt."

Niemand darf sich holderer Mischungen rühmen: Citroen neben Claude Anet, Georges Ménier mit Henri Duvernois, Fujita und die rassigste Westlerin, seine Frau (den Ruhm der Mischung genießt er allein), Gémier, Tristan Bernard, die Colette und Rostand, der Hauspoet, Prinz Masséna, die Herzoginnen von Vendome und Sforza, Marquis und Marquise Polignac, Boris Romanow, Rappoport und Frau Poliakoff, die letzte Pariser Gesandtin des Zaren, mit Madame Rakowsky.

Wie man hier Feste feiert! Ueberkommenes ist wohltätig spürbar, wieviel neue Gesichter sich eingefunden haben, und die Gegenwart von einer natürlich eingefleischten Form, die für alle, über allen wirkt: man redet, lacht von innen heraus und doch auf bestimmte Weise. Sehr viel Geist, Grazie und Freiheit und über dem Ganzen das Uebereinkommen: Wort, Geste, Kuß zwischen Zweien spielen in der Melodie des Festes, sind eingeflochtene Stimmen in dem Orchester der Heiterkeit.

Das rauscht so durchs Haus! Treppen auf und ab von neun Uhr bis Mitternacht. Während man im Atelier auf kleinem Raum zwischen Polstern tanzt, ist ein Flüstern überall und ernsthaftes Reden ... die Wände wollen vorübergewandert sein, welche das Werk des Hausherrn zeigen.

Was er malt, ist Paris, der Westen, eine gesellschaftliche Angelegenheit. Das mondäne Element in einer spezifischen, verästelten Mischung, aus überkommenem Instinkte gespeist und aus exotistischen Sinnen ... alles dies: Blut und Farbe einer gesellschaftlichen Umwelt hat den Künstler van Dongen ergeben.

Charleston summt, während wir Wände hinwandern: das Werk des Mannes

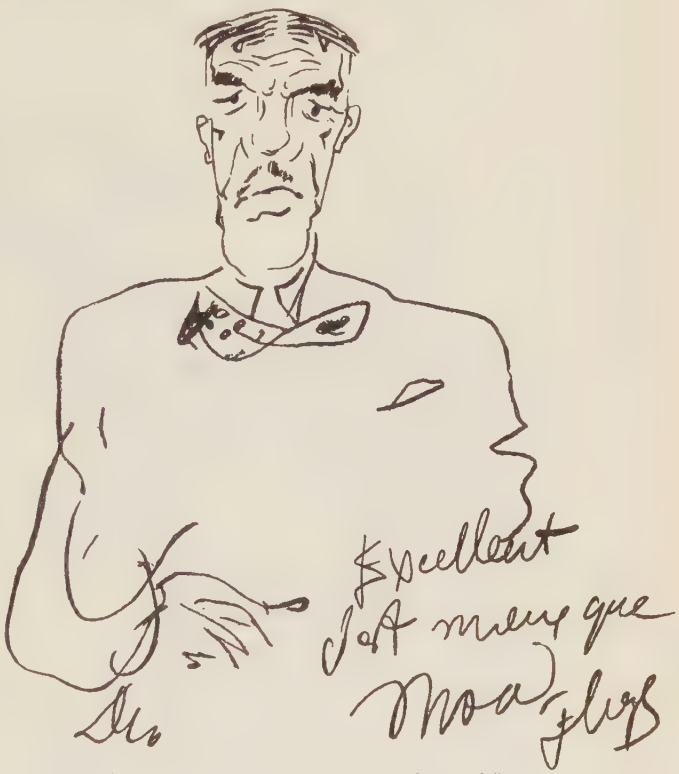
mit den klaren und scharfen Augen, der einem Bruder Bernard Shaws aus dem Gesicht geschnitten scheint ... wir erblicken die frühen Bekenntnisse eines tumben Menschen ... und plötzlich ist es wie Nachdenken, Zusammenraffen und Sprung: da rauscht große Welt auf, Biarritz, Nizza, am Nerv getroffen ... Seide blüht auf, seidiges Fleisch, die Welt wird das kokett verschleierte Weib: la dame: blonde Nacktheit mit rotem Schuh ... und Eros selbst, der braune, flaumige Knabe.

Virtuosität auf der Grenze; Einfall, in glückhaftem Spiel gewonnen und wieder ausgespielt ... Charleston summt, wenn van Dongen malt ... der heftige, harte, ichsüchtig-tragische Taumel zeitlichen Wesens, im strahlenden Augenblick erfüllt, zu Ende.

„Ich habe nur dem Leben gedient!" sagt van Dongen. „Ich habe das Leben gemalt!"

Das . . . Leben . . .

Der Augenblick strahlt. Im Hause rauscht es: ein bezaubernder Schwall! Man blickt von der Galerie, welche das Atelier umzieht: eine schillernde Welle, die Köpfe, Gesichter emporspült, Blondheit, Nacktheit, Gold, Schwarz. Das Element van Dongens . . . von seinem Geiste bewegt.



Dolbin — Fernand Léger

Dies ist van Dongen: ein Griff, ein Fieber, ein Spiel, von welchem die Gäste gepackt sind . . . jetzt: wie sein greiser Kopf unter den Tanzenden umgeht, wie er witzig vom Tisch herab Sekt ausschenkt, wie er die im Salon Abseitigen mit zwei Worten bindet, wie sein Schatten, dunkel im Dunkeln, zwischen flüsternden kleinen Balkonen schweift . . . jetzt: wie er aufruft, selbst am Scheinwerfer steht . . . van Dongens Programme! Van Dongens Freunde: unter vielen bleibt im Gedächtnis der Tanz Algos und der Cyrul und das Bänkel der Jolante Lafon.

Frau van Dongen, rot-golden-assyrisch, empfängt, entläßt uns ... wir sind an der Reihe, ihre Hände zu küssen.

Eine Julinacht.

Dies ist das Ende.

ETON BOYS

Von

SHANE LESLIE)*

Eton war bis vor kurzem eine Art englisches Schulpforta. Aber gesellschaftlicher und sportlicher betont. Der Eton-Roman von Shane Leslie schildert zum Entzücken aller Engländer jenes Eton, das die große Tradition hatte, eigentlich aber nur bis 1900 etwa bestand. Wie in jeder Schulgemeinschaft hat sich auch dort eine eigene Schülersprache herausgebildet, mit besonderen Bezeichnungen für Lehrer, Rangordnungen, Schüler usw. Ein Teil dieser Ausdrücke ist schlechthin unübersetzbar, so z. B. Remove als Bezeichnung für eine Mittelklasse; Pops für ältere Schüler, die ein Anrecht auf eine gewisse Selbständigkeit (so das Tragen eigener Farben) und eine Art Kommandogewalt über die jüngeren Schüler besitzen. „Fag" heißt auf deutsch schwer arbeiten; dieses Wort wird als Nomen für die jüngeren Schüler gebraucht, die für die älteren, die fag-masters, Dienstverrichtungen vornehmen müssen. Die Bedeutung entspricht noch am meisten dem deutschen „Fuchs" und „Fuchsmajor". (Die Uebersetzerin.)

KIRCHLICHES ZWISCHENSPIEL

Auf dem Heimweg erneuerten Peter und Socston ihr Schutz- und Trutzbündnis sowie das Gelöbnis ewiger Freundschaft — alles im Hinblick auf die Möglichkeiten, die von den übrigen Morleyiten drohen konnten. Im Flur fanden sie Willum, der unter den fürchterlichsten Körperverrenkungen die Mittagsglocke läutete, so daß es dröhnend durchs Haus hallte. Sein Gesicht war purpurn aufgeschwollen und drohte ganze Ströme unreinen Blutes zu entlassen. Er benutzte die Glocke sowohl als Mahnruf zum Essen wie als Verteidigungswaffe, um die Beleidigungen und Flüche, die ihm von den die Treppe herunterpolternden Jungen an den Kopf geworfen wurden, zu übertäuben. Je unheiliger ihre Sprache, desto wütender schwang er die Glocke über seinem Kopf, bis schließlich ein gesteigertes Getöse den Eintritt Mr. Morleys ankündigte, der ein Gebet hervorgluckste, worauf die Mahlzeit ihren Anfang nahm. Die beiden „Neuen" erhielten ihre Plätze zugewiesen — Socston etwa in der Mitte des Tisches der Unterabteilung, während Peter sehr schüchtern am Kopfende sich niederließ. Der zunächst einsetzenden eifrigen Kommentierung dieser Platzverteilung folgte eisiges Schweigen.

„Großer Gott," murmelte einer aus der „Fünften", indem er sich herbeiließ, die Neuen mit einem müden Blick zu inspizieren, „einer von ihnen ist wahrhaftig nach ‚Remove' gekommen".

Peter erkannte rasch, wie außerordentlich unpopulär sein Erfolg bei der Aufnahmeprüfung ihn hier gemacht hatte. Während Socston mit seinen Nachbarn bereits Kameradschaft geschlossen hatte, sah Peter sich von den Jungen am oberen Tischende, die alle um etwa zwei Jahre älter waren als er, vollkommen ignoriert. Auch in bezug auf Kleidung und Manieren fühlte er sich

*) Aus dem Buche: The Oppidan von Shane Leslie, Verlag Chatto & Windus, London.

ihnen gegenüber ungeschickt und hoffnungslos unterlegen. Ihre Haare waren pomadisiert, ihre Kragen untadelhaft, und sie trugen gestrickte, seidene Matrosenschlipse an Stelle solcher aus einfachem Stoff. Ihre Jacketts waren vom Schneider gebügelt, und ihre Hosen zeigten elegante Streifen. Ihre Stiefel waren sorgfältig geknöpft, denn, wie ein tiefer Philosoph einmal bemerkt hat, Etonianer scheiden sich in solche, die Knöpfstiefel tragen, und in solche, die keine Knöpfstiefel tragen. In einer Schule, in der die Kleidung mit der Präzision militärischer Regeln vorgeschrieben war, blieb dem individuellen Geschmack nur ein geringer Spielraum, mit dem Resultat, daß zwischen den in bezug auf die Füße Geknöpfelten und Nicht-Geknöpfelten jener Abgrund gähnte, der in allen Gesellschaften die elegante Schicht von der übrigen trennt. Dies also war jedenfalls die Summe von Peters ersten Eindrücken, und da die Schüler der Unterabteilung untereinander ebenso strenge Scheidungen einhielten wie die der Oberabteilung, so war Peter dazu verurteilt, während des ganzen übrigen Semesters bei den Mahlzeiten in lähmendem Schweigen zu verharren.

Goldberg

Den Nachmittag verbrachten Peter und Socston damit, ihre Zimmer auszustaffieren. Sie kauften sich Kerzen und Leuchter, denn die Beleuchtungsverhältnisse in Mr. Morleys Haus standen noch auf durchaus mittelalterlicher Stufe. Sie kauften schwere Zündholzbehälter mit dem Wappen von Eton in heraldischen Farben. Außerdem erstanden sie ein paar Drucke von Thornton und in einem Anfall von Originalität ein Bild, einen Kavallerie-Offizier darstellend, der mit dem Ruf „Floreat Etona" vorstürmt.

Nach ihrer Rückkehr stellte Socston Peter ein paar während des Mittagessens erworbene Freunde aus der Vierten vor: Philips, Ormton und Camdown minor, einen dicken, plumpen Burschen. Sie beschlossen, am Abend alle zusammen zur Chorübung zu gehen, und Philips deutete an, daß es möglicherweise vergnüglich werden würde, indem man „den Floh veräppeln" könnte. Peter verstand nicht, bis Philips, der ein Humorist war, ihn dahin aufklärte, der Floh oder Austen Leigh sei der Vorsteher der Unterabteilung, und seinen

Spitznamen habe er daher, daß es meistens Blut setzte, wenn er seine Jungen prügelte. Augenscheinlich war er eine sehr furchterregende Persönlichkeit und besaß auch die notwendige Autorität oder musikalische Begabung, um bei den Gesangsübungen der „Unteren Kapelle" zu präsidieren. Allerdings blieb es Peters Einbildungskraft überlassen, zu entscheiden, ob er bei dieser Gelegenheit den Taktstock oder die Birkenrute schwang.

Die Teestunde in Mr. Morleys Haus war eine sehr geräuschvolle Angelegenheit. Fuchsmajore brüllten herrischen Tones Befehle aus ihren großen Zimmern, die auf die Straße, den Kirchhof und die „Obere Kapelle" hinausgingen, und daraufhin begann ein allgemeines Auf- und Abrennen von Füchsen in den dunklen Gängen an der Hinterseite des Hauses. Eigentlich war es Brauch, jeden Fuchs bei Namen zu rufen, aber die „Käpt'ns" frönten der Angewohnheit, einfach „Boy" zu rufen, woraufhin jeder in Hörweite befindliche Fuchs loszurennen hatte; nach einem besonders verfeinerten politischen System wurde die Arbeit dem Langsamsten zugeteilt. Bereitung und Anrichten des Tees erforderte einen ungeheuren Arbeitsaufwand, mit Resultaten, die ein französischer Kellner wahrscheinlich in der Hälfte der Zeit erreicht haben würde. Jungens aus der Unterabteilung polterten die Treppen herauf und herunter, wobei sie Teekannen schwangen und einander um ein Haar auf Toastgabeln aufspießten. Toastgabeln bildeten übrigens ein geeignetes Mittel, um Uebeltäter, die den Toast hatten verbrennen lassen, zu züchtigen. Diese Strafe war unter dem Namen „Kirschen-Puff" bekannt, da das runde Ende des Griffes bei richtiger Anwendung eine hellrote Beule von Kirschform hinterließ. Infolgedessen stand die Toastzubereitung auf sehr hoher Stufe. Peter beobachtete die Szene mit einem Gefühl nervöser Erbauung. Er hoffte nur, sich eines Tages, wenn die Reihe an ihn kam, ebenso gewandt und zufriedenstellend zu erweisen. Nach dem Tee verteilte die „Dame" Karten an diejenigen Schüler, die Erlaubnis hatten, nach Torschluß zur Kapelle zu gehen. Peter bekam noch ein paar schmalzige Glückwünsche verzapft, gefolgt von einer Auseinandersetzung über die Pflichten des vollkommenen „Unterschülers" gegenüber seinem Gott und seiner Dame. Zu den letzteren gehörte es, jeden Tag den Kragen zu wechseln und seine Dame auf der Straße zu grüßen. Im übrigen empfahl sie allen Jungen, sich eines ehrfurchtsvollen Benehmens zu befleißigen und ordentlich mitzusingen. Inzwischen hatte Willum die gewichtigen Ketten und Riegel des Tores gelöst, welche die Ursache waren, daß die Jungen als Ausgangspunkt für nächtliche Exkursionen das offene Fenster vorzogen, und im gleichen Augenblick hatte ein Schwarm von etwa zwanzig Unterschülern sich selbst durch dieses Tor und Willum dahinter gedrängt. Sie stoben durch den Tunnel, die Straße entlang, wandten sich rechts, Keats Lane hinunter, an anderen Häusern vorbei, die ebenfalls Musikjünger in die Nacht spien. Alle Jungen schienen gleich eifrig, rechtzeitig zur Uebungsstunde zu kommen, denn sie rannten sämtlich, so schnell sie nur konnten. „Das ist Miß Evans Haus!" rief Philips, als sie an einem niedrigen, altmodischen Gebäude vorbeikamen, aus dessen Erkerfenster ein milder Lichtschimmer auf die Straße fiel. Ein paar Evansiten kamen aus der Tür gelaufen. Einer von ihnen stolperte zufälligerweise über den Fuß eines Morleyiten, was kolossale Heiterkeit bei den letz-

Aus Christoffel, Holbein

Hans Holbein d. J., Adam und Eva. Basel, Museum

Photo Graphic

Englisches Brautpaar beim Verlassen der Westminster-Kirche

Sammlung Flechtheim

Ahnenfigur aus Neu-Guinea

Silent Johnny Hudgins in Florence Mills Revue „The Black Birds“

Fox Photo

Eton Collegers beim Einkauf von Kricketschlägern

Photo Spezial Press

Englische Kricketmeister

Schiffsjungen an Bord des englischen Schulschiffes „Cutty Sark"

Fox Photos

Lustiges Picknick am Ufer

teren und von seiten der ersteren einige unerfreuliche Feststellungen in bezug auf die Stellung der Morley-Buben beim Fußballspiel zur Folge hatte. Dann kamen sie zur Kapelle. Schlanke Strebebogen mit gotischen Zinnen ragten in die Nacht. Lichter begannen Meere farbigen Glases zu illuminieren. Der Vorraum der Kapelle war voll von Schülern, die auf einer gedruckten Karte ihre Plätze festzustellen suchten. Peter fand, daß er seinen Sitz unter der Orgel hatte. Philips und Socston saßen in der nächsten Abteilung. Socston fing sofort an, ihm Zeichen zu machen, und trotz des inneren Konfliktes zwischen Freundschaft und dem Gefühl für die Verehrungswürdigkeit des Ortes konnte Peter es sich doch nicht versagen, zurückzuwinken. Ein stetiges Summen jugendlicher Stimmen durchschwirrte den Raum, während Dr. Lloyd, der eifrige Organist, den Seitengang auf- und abtrottete, bemüht, die ganze Versammlung in freundschaftliche Unterhaltung zu verstricken und dabei gleichzeitig herauszufinden, ob irgendeiner der neuen Schüler singen könne. Da ihm beides mißlang, zog er sich auf die Orgelempore zurück und ertränkte das Summen in einer Flut von Tönen, die wie Meeresbrandung über die Kapelle hereinbrach. Dann rannte er wieder von der Empore herunter, um seine Umfrage von neuem aufzunehmen. „Wer von den Neuen singen kann, soll aufstehen!" Sofort stand die gesamte „Remove" auf und fuchtelte eifrig mit den Armen. „Nur die Neuen hab' ich doch gesagt." Alle setzten sich wieder, außer Peter, der von seinen Nachbarn auf den Sitz heruntergezogen werder mußte. „O Gott, o Gott, sind denn die Ferien noch nicht vorbei?" Und er trippelte wieder auf die Empore zurück. Wieder brach das Gesumme los, um aber diesmal durch eine höhere Macht, als Lloyd und Orpheus zusammen unterdrückt zu werden. Tödliches Schweigen bezeichnete den Eintritt des Vorstehers der Unterabteilung durch die Sakristei auf der Ostseite der Kapelle. Dick und untersetzt, sah er mit seinem rötlichen Gesicht aus wie ein altmodischer, jagdfreudiger Edelmann, der schon in früher Jugend die glückhafte Beziehung zwischen scharfem Reiten und gutem Wein gefunden hat. Er trug ein Chorhemd und Bäffchen. Er hatte einen runden, von kurzen, grauen Haaren bedeckten Schädel, die scharfen Augen des Crickettspielers, ein stark herausgearbeitetes Kinn, dabei hielt er sich ein wenig krumm, und sein sonderbar schwankender Gang erweckte im Verein mit seinem glühenden Gesicht und dem Gegensatz seiner pflaumenfarbenen Züge zu dem rot und weißen Teint der ihn umgebenden Jugend den unverdienten Eindruck milden Suffs. Die fast religiöse Stille des Raumes wurde nur durch den Laut seines Atems unterbrochen, den er ausstieß, wie ein starker Schwimmer im Wasser atmet. Wenn er seine Stimme erhob, deren tönender, nasaler Klang ihn zur amerikanischen Staatsbürgerschaft innerhalb des Klangbereichs von Sandy Hook berechtigt haben würde, so war der Effekt ein ausgesprochen komischer, und zwar war dies bereits die Meinung mehrerer Schülergenerationen gewesen. „Der Floh! Der Floh!" flüsterten die älteren Schüler den neuen zu. Wie eine geflüsterte Losung lief das Wort die Reihen entlang. — „Der Floh!"

„Wir wollen nunmehr den Psalm des morgigen Gottesdienstes üben," näselte er mit einem Kopfnicken zu Lloyd hinauf, während er seinen Platz in dem geschnitzten Kirchenstuhl unterhalb der Orgel einnahm. Lloyd begann auf-

geregt hin- und herzuflattern, wie eine Henne über ihrem Nest. „Der zweiundzwanzigste Morgen, Jungens," piepste er mit einer Stimme, die in erheiterndem Gegensatz stand zu des Flohs sonorem Krächzen. Nach einiger weiterer Unruhe auf dem Orgelchor ertönten die ersten Akkorde der erhabenen Liturgie. Lloyd war kein Stümper auf seinem Instrument und es gelang ihm, die Stimmen der Knaben zu einer Einheit zusammenzufassen. Die Melodie war ein Gemisch aus gregorianischem und Bier-Chor, und die Jungen ließen einen fröhlichen Lärm gen Himmel steigen: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Gnade währet ewiglich!"

René Sintenis — Radierung

Sie sangen die Verse des Psalms antiphonisch von einer Seite zur anderen, und Peter war wie hingerissen von dieser Bewegtheit. Die Orgeltöne schienen die Knabenstimmen aufzufangen und himmelwärts zu schleudern. Der Psalm rollte weiter ab: „— Saget Dank, die ihr erlöset seid durch den Herrn, die er erlöset hat aus der Not."

„Die er aus den Ländern zusammengebracht hat; vom Anfang, vom Niedergang, von Mitternacht und vom Morgen."

Peter glaubte nie etwas so Köstliches gehört zu haben. Die Orgel brach ab, und Lloyd kam heruntergestürzt, um irgendwelche Instruktionen zu erteilen. In dieser philathletisch eingestellten Schule war er immer bedacht, auf die neuen Schüler Eindruck zu machen. Die Jungen, die ihn besondern gern mochten, horchten auf das, was er ihnen zu sagen hatte, und wollten gerade ihren Gesang wieder aufnehmen, als der Floh, dem es plötzlich einfiel, daß ein Musiklehrer in der Hierarchie von Eton um ein weniges tiefer steht als ein französischer Lehrer, notwendigerweise auch noch eine Bemerkung machen mußte, die allerdings weniger eine musikalische als eine Autorität-Angelegenheit war. Das Gackern des Flohs, bestimmt, den Schülern die Notwendigkeit deutlicher Aussprache zu Gemüte zu führen, rief ein allgemeines Kichern hervor. Die Backen des Flohs schwollen sichtbar auf, um nach einem heftigen Auspuff zusammenzufallen, während er aus seinen kleinen Augen die Jungen anstarrte, als warte er nur darauf, wütend werden und Strafen verhängen zu

können. Die Jungen starrten zurück. Die Herausforderung war angenommen, und von diesem Augenblick an war an richtiges Ueben nicht mehr zu denken, trotzdem sie den nächsten Vers noch ganz gutwillig zu Ende sangen, „Die irre gingen in der Wüste in ungebahntem Wege und fanden keine Statt, da sie wohnen konnten."

Aber die Orgeltöne des folgenden Verses ertönten in leere Luft hinein, denn die größeren Jungen aus Remove hatten gestreikt, und die Stimmen der übrigen erstarben allmählich. Lloyd brach plötzlich ab. „Besser singen, Jungens, lauter singen," bat er von oben herunter, während er mit einer Notenrolle auf die Innenfläche der linken Hand klopfte. „Jawohl, Knaben," intonierte der Floh, „singt dies lauter."

Hans Gerson

Wieder ertönte die Orgel, aber jetzt fingen ein paar Jungen an, anstatt die beschwingten Worte zu singen, die Melodie schrillen Tones in das Schweigen ringsum hineinzupfeifen. Die Gesichtsfarbe des Flohs wandelte sich in herbstliches Purpur, und er verließ seinen Kirchenstuhl. Doch war dies ein taktischer Fehler, denn von jetzt ab beherrschte er nicht mehr beide Seiten der Kapelle. Während er wütend die eine Seite mit den Augen absuchte, nahm die andere ohne ein Zittern oder Verziehen der Lippen das Pfeifkonzert auf. Lloyd lockte einen Abschnitt der Liturgie nach dem anderen aus seiner Orgel hervor, aber aus den Schülern konnte er keine Harmonien mehr hervorlocken, so sehr er sie zu bestricken sich mühte. Die Kapelle war zur Arena geworden zwischen dem wütenden Floh und der ruhigen Verschmitztheit der Jungen, die grinsend in ihren Bänken saßen, als schauten sie zu, wie ein Stier gequält wird. Ein- oder zweimal machte der Floh einen Vorstoß und versuchte, einen offensichtlich Schuldigen zu erwischen, da aber der Betreffende jedesmal unweigerlich lachte, so bewies er ja damit, daß er nicht gepfiffen haben konnte. Der Floh hatte lange genug mit Schuljungen zu tun gehabt, um zu wissen, wenn er geschlagen war, und indem er Lloyd zurief, mit der Musik Schluß zu machen, befahl er den Jungen, nach Haus zu gehen. Worauf er in passiver Wut den Mittelgang entlangstelzte, vor Atemnot noch stärker keuchend und schnaufend als gewöhnlich, was bei den Jungen natürlich einen erneuten Heiterkeitsausbruch hervorrief. So also wurde der Floh in denkwürdiger Weise getriezt, verkohlt, verappelt, und was blieb ihm schließlich übrig, als sich vorzunehmen, in den kommenden Monaten noch ärger zu prügeln als bisher?

SAMMEL-QUERSCHNITT

Von *Alexander Bessmertny.*

I.

Mehrere Umstände sind bezeichnend für die Qualifikation des deutschen Kunsthandels, besonders soweit er sich in den Kunstauktionen manifestiert: die keineswegs natürliche Kunstpause während des Sommers, die Abhängigkeit der Ergebnisse von der Laune, der Anwesenheit und der wechselnden Geldflüssigkeit einiger sehr weniger Sammler und die Seltenheit einer wirklich international gültigen, gleichmäßigen Qualität der angebotenen Werke. Verglichen an dem Umsatz der französischen und englischen Auktionshäuser, steht der deutsche Auktionsmarkt weit zurück, mit einigen Ausnahmen fast außerhalb des internationalen Handels. In Paris und London jagen sich die Auktionen ununterbrochen durch das ganze Jahr. Die bescheidenen, sachlich anständigen Kataloge von Christie und Sotheby geben einen Begriff von dem Reichtum Englands, anschaulicher als die Schilderung einer berühmten Galerie oder Silbersammlung. Schon die immer wiederkehrenden Abschnitte: property of a lady oder of a gentleman repräsentieren auf einigen Seiten meist Werte, deren Summenergebnisse bei uns schon ganze Katalogumfänge erfordern. Das Werk von *Marillier „Christies"* (Verlag Constable & Son, London) gibt mit seiner ausführlichen Geschichte des größten Auktionshauses der Welt einen anschaulichen Begriff von der seit 160 Jahren dominierenden Stellung des englischen Kunsthandels und dem unerschöpflichen Reichtum Großbritanniens.

Der Gründer der Firma Christie, James Christie, 1730 geboren, war zuerst Seemann, bevor er Kunsthändler wurde. Richtiger muß man ihn als allgemeinen Auktionsunternehmer bezeichnen, der alles und jedes, Nachlässe, Pfandgüter, freiwillig zur Versteigerung gebrachte Mobilien vom Ernteertrag bis zur Münzensammlung unter den Hammer brachte und mit der Verauktionierung der Hinterlassenschaften Raeburns und des großen Garrick seinen Namen als großer Kunstauktionator begründete. Erst allmählich, vor allem unter der Geschäftsleitung seines Sohnes James, fand eine Konzentration auf Werke der Kunst im weitesten Umfange statt. Die Nachlässe von Gainsborough, Reynolds, Romney, um nur einige berühmte Namen zu nennen, wurden bei Christie versteigert. — Sehr wertvoll sind die Zahlenangaben der Christie-Monographie. Man sieht, wie die Preise für den gleichen pathetischen Hochkitsch von Alma Tadema von 1500 Pfund Sterling im Jahre 1909 auf 150 bis 200 Pfund Sterling in den Jahren seit 1916 sinken. Modernere Kunst, die bei uns und vor allem im Hotel Drouot zu Paris dauernd ihre Besitzer wechselt, kennt Christie nicht.

Bei Alma Tadema ist die neue Kunst am Ende ihrer Marktfähigkeit angelangt. Sehr interessant sind viele Einzelheiten, so z. B. die Mitteilung, daß schon drei Jahre nach Reynolds die Kleidermode sich derart verändert hatte, daß die Figuren auf den Bildern Reynolds' durch ihre Kleidung, die noch nicht historisch und nicht mehr modern war, so komisch wirkten, daß niemand solche Bilder kaufen wollte und Werke von heute kaum erschwinglichem Preis verschleudert werden mußten. Sehr wichtig ist die Beobachtung, daß Familienbildnisse nicht vor der vierten Generation der dargestellten Familienmitglieder verkauft werden. Erst die Urenkel entschließen sich, die Porträts der Urgroßeltern, aber nicht die der Großeltern oder gar der Eltern und ihres Anhangs zu Christie zu geben. So entsteht eine gewisse Porträt-Homogenität auf dem Markt der versteigerten Generationen. Während heute *Reaburn* als der Maler der Urgroßeltern den Markt beherrscht, auf dem die Amerikaner ihrem supponierten Ahnenkult huldigen, wird es morgen nach Marillier

der bei uns so gut wie unbekannte *Philipps* sein, der die nächste Generation am vollkommensten porträtiert hat.

II.

Um die als Anlage beigelegten Auktionslisten des Querschnitt zu erläutern, sei ein Ueberblick über die wichtigsten Geschehnisse auf dem Londoner und Pariser Kunstmarkt gegeben.

Zunächst zwei Geschichts-Reliquien: *Napoleons Generalshut,* den der Fürst von Monaco für 4300 Franken erwarb, um ihn als Geschenk dem Napoleon-Museum in Malmaison zu überweisen, dann ein rotes Lederkästchen der Marie Antoinette, ein Werk des berühmten Buchbinders Antoine Lemonnier, das für 40 000 Franken verkauft wurde. — Ein spezifisch pariserisches Auktionsobjekt sind *Gobelins,* die hier für den amerikanischen Bedarf eingekauft werden. Ein Beauvais-Teppich aus der Sammlung Dutasta nach einem Boucher-Motiv „Die Liebe der Götter" brachte fast 450 000 Franken, ein Dutzend holzgeschnitzter Sessel mit Gobelinüberzügen aus der Zeit Ludwigs XV. kostete einundeineviertel Million Franken; ein Damenschreibtisch von Dubois derselben Zeit, aus der Sammlung Dutasta, 585 000 Franken.

Außerordentlich ist das Interesse für gute *Graphik.* Allerdings werden in Paris gute Stücke deutscher Graphik schlechter bezahlt als in London, und in London immer noch schlechter als bei uns. Den Markt für frühe Graphik hat Deutschland wirklich monopolisiert. Aber Farbstiche des 18. Jahrhunderts werden in Paris und London sehr hoch bezahlt. Das Porträt der Marie Antoinette von Janinet brachte in Paris 65 000 Franken, Debucourts „Les deux baisers" (Probedrucke des zweiten Zustandes) 510 000 Franken und zwei berühmte Pendantpaare je über 100 000 Franken. — Von 81 Handzeichnungen Gavarnis kosteten einzelne Blätter bis zu 34 000 Franken; 24 Aquarelle zur Cameliendame über 87 000 Franken. — In London wurden Graphiken von Cameron, Muirhead Bone und James McBey besonders hoch bewertet. Dieselbe Radierung McBeys „Kamelkarawane" wurde am 15. März mit 410 Pfund Sterling, am 15. Juli mit 375 Pfund Sterling bezahlt.

Zwei sensationelle Ergebnisse auf Londoner Auktionen kurz vor Schluß der Saison müssen vermerkt werden. Bei Sotheby erzielte ein tadellos erhaltenes, ganz vollständiges Exemplar der Erstausgabe von Bunyans „Pilgrims Progress" 6800 Pfund Sterling. Das Werk ist im Februar 1678 erschienen und wurde schnell so populär, daß noch im Erscheinungsjahr eine zweite und im Jahr darauf eine dritte Auflage nötig wurde. Exemplare der Erstausgabe sind sehr selten. Es scheint, daß die meisten schon im 17. Jahrhundert in den Händen der Leser wirklich entzwei gelesen und so dem idealen Bücherschicksal der restlosen Konsumtion zugeführt wurden. Vor siebzig Jahren schrieb Macauley, daß ihm kein Exemplar der Erstausgabe bekannt sei; seitdem hat man allerdings elf Exemplare entdeckt, von denen neben dem eben versteigerten, freilich nur vier ganz vollständig sind.

Zwei Tage darauf — am 28. Juli — wurde bei Christie ein anderer Rekord aufgestellt. Das umstrittene Objekt war hier das Porträt der „Mrs. Davies Davenport" von *Romney,* eine englische Schöne in blaßrotem Kleide und weißem Samthut. Keine üble Nachrede, wie die des Kitschmalers, die man über Romney und andere englische Porträtfabrikanten des 18. Jahrhunderts verbreitet hat, konnte verhindern, daß das Bild nach einem ersten Ausruf von 5000 Pfund Sterling in drei Minuten die phantastische Höhe von 60 900 Pfund Sterling erreichte. Käufer ist Sir Joseph Duveen, der, wenn man den Auktionszuschlag berechnet, also eineinviertel Millionen Mark für das Bild eines Meisters bezahlt hat, der seinerzeit für diesen Porträtauftrag 20 Guinees, also 440 Mark, erhalten hat und heute in der englischen Gesellschaft der Kunstkritik zum Trotz höher geschätzt wird als Rembrandt.

Noch nicht zwei Wochen nach der Auktion aber gab es eine Ueberraschung. Der Käufer gab das Buch als defekt zurück. Der Defekt besteht darin, daß das Buch auf der letzten Textseite ein Druckfehlerverzeichnis von fünf Zeilen besitzt. Mit andern Worten: von der 253seitigen Erstausgabe des Jahres 1678 gibt es zwei Ausgaben, eine frühere ohne und eine spätere mit Druckfehlerverzeichnis, was die Bibliographen nicht wußten. Das Buch, dessen Druck und Ausstattung sehr reizlos ist, hat bereits wieder einen andern Liebhaber gefunden, aber, sagt man, zu dem reduzierten Preise von 4000 Lstr.

BUCHER-QUERSCHNITT

„The Plough and the Stars" by Sean O'Casey McMillan & Co., Ltd., London.

Jeder Mensch kennt Shaw, einige wenige Synge, und vermutlich niemand den genialsten von allen drei Iren: Sean O'Casey, dessen Stück (The Plough and the Stars) jetzt seit Monaten im New Theatre in London läuft, zwischen „Lady be good", „Rosemary" und „No no Nanette" als das ernsteste und das witzigste aller ernsten und witzigen Stücke. Komik und Schrecken wurden nie vorher so gemischt, schreibt ein Londoner Kritiker. O'Casey war Dockarbeiter. Das Stück spielt in den slums von Dublin, mit dem Hintergrund von Krieg und Revolution. Dieser Hintergrund bleibt Hintergrund, wie sich das gehört. Statt daß er, wie wir das ewig bei Dilettanten erleben, auf die Bühne gezerrt, Hauptsache wird und dadurch in der Wirkung verpufft, wirkt er hier durch eine großartige Mystik, in der sonst so reale Figuren wie englische Tommis restlos aufgehen: Das ist die geniale Hand dieses neuen Dramatikers. Mit absoluter Beherrschung und der Sicherheit des Erlebens sind die residents eines Dubliner tenements, einer Dubliner Mietskaserne, mit all ihrem Temperament, ihrer pompösen Gemeinheit, ihrer Zügellosigkeit und besonders ihrem göttlichen Redefluß durcheinandergewirbelt. Sie addieren mit Ehrgeiz trotz aller sozialen Gesinnung und mit dem geheimen oder offenen, jedenfalls nachhaltigen Haß, den nur ein enges Beieinanderwohnen erzeugen kann. Was diesen Revolutionär von anderen unterscheidet, ist, daß er Menschen erlebt hat, daß er keine ideologische Politik auf der Bühne zu machen braucht, weil die Menschen schon für sich alles mögliche verkörpern und statt rot angestrichene Papiermaché zu sein, irisches Blut in den Adern haben. Dieses Stück wurde von einer rein irischen Truppe gegeben. Das sind die herrlichsten Schauspieler, die außer den russischen noch auf einer europäischen Bühne spielen. Aber die wundervolle, von allem Englischen weit entfernte Sprache ist so schöpferisch, vor allem in ihrer phonetischen Wirkung so neu, so lokal gefärbt, ohne darin mehr als nötig aufzugehen, daß man auch schon durch die Buchlektüre einen großen Eindruck hat.

JEAN COCTEAU, Die große Kluft (Le grand écart). Stein-Verlag, Lübeck, Wien, Leipzig.

Jean Cocteau ist das quickste Gehirn, das Frankreich besitzt, das bestreagierendste, das sensibelste. Seine Unterhaltungen geben den leisesten assoziativen Regungen nach. Die kleinsten Phänomene erzeugen sofort Serien von Bildern. Diese Ueberfülle der Gedanken und der Gesichte birgt die Gefahr in sich, daß sich die Handlung auflöst, aber die Handlung hat bei Cocteau niemals eine große Rolle gespielt, sie löst sich auf in tausend Einzelheiten, bezaubernd erfaßt von seinen auf keinem Gebiet versagenden Sinnesorganen, die die malerische wie optische Kultur gleich gut erfassen. „Die große Kluft" ist ein kleines

Pariser Durcheinander, kunstvoll vereinigt und in tausend scharf geschliffenen Facetten gebrochen. Der Held ist ein höchst sensibles Geschöpf, ganz up-to-date, aber eine Pariser Erscheinung von heute, was besagt, daß sie nur in der Pariser Atmosphäre gültig ist, der gesteigerte Typus eines jungen Parisers, der trotz seiner intellektuellen Belastung sich ohne Vorbehalt dem Leben hingibt. Wer eine neue Sprache kennenlernen will, die durch Einschiebung immer neuer Bilder eine erhöhte und bisher nicht gekannte Lebendigkeit erreicht, lese diesen soidisant-Roman, an dem alles pariserisch ist bis auf den deutschen Titel, der zu ihm paßt wie Grünkohl mit Blutwurst in ein Pariser Menu, was umso bedauerlicher wirkt, als im übrigen die Uebersetzung ausgezeichnet ist.

MICHAEL ARLEN, Der grüne Hut. Verlag Ullstein.

Die englische Vorliebe für Großherzigkeit gab diesem Roman den sehr dramatischen Schluß voll heftiger Auseinandersetzungen, rascher Aufdeckung aller Geheimnisse, dem gewaltsamen Tode der Heldin. Aber alles übrige ist zart, spielerisch, von einer Leichtigkeit des Gesprächs, durchklingenden Erotik, zärtlich erkennenden Wissenschaft von der Frau, die in der englischen Literatur in dieser Form neu ist. Eine Leidenschaft wird betrachtet vom Standpunkt des Dritten, in dessen Hand allmählich die Fäden der Handlung zusammenlaufen. Er folgt ihr in unaufdringlicher Teilnahme, und in den Begegnungen in dunklen Londoner Gassen, in Gesellschaft, in einem Pariser Krankenhaus, einer nächtlichen Autotour und Badeszene an der Themse festigt sich nach und nach die Kontur ihres Schicksals und ihres Wesens. Es gibt ein gutes Spiel und Gegenspiel in fließender Bewegung, in durchsichtigen Dialogen. Uebrigens ist der Roman dramatisiert worden und wird in diesem Winter mit Elisabeth *Bergner* in der Hauptrolle in Berlin erstmalig in Szene gehen. *gf.*

ALICE BLOCH, Kindergymnastik im Spiel. Dieck & Co., Sportverlag, Stuttgart.

Das mit über 50 Tafeln ausgestattete Buch, das den kindlichen Körper im geschlossenen Raum, im Freien, selbst im Wasser in allen erdenklichen, zum Teil recht erfinderischen Spiel- und Sportübungen zeigt, strömt — eine reich fließende Quelle — Gesundheit, Freude und Schönheit aus. Alle Erzieher sollten die Hälfte der Arbeitsstunden ihrer Zöglinge mit dieser Betätigungsart füllen; die übrigen, der geistigen Arbeit gewidmeten Stunden, würden dabei unendlich gewinnen.
B. Sch.

VICKI BAUM, Feme, Roman. Verlag Ullstein.

Nicht so politisch aktuell, wie der Titel klingt, sondern der Versuch, ein Zeitereignis ins Menschliche hinüberzuspielen. Als Hintergrund eines politischen Mordes eine Reihe von Bildern aus dem Deutschland der letzten Jahre, ausgelaugter Mittelstand, entwurzelte Kaste, verwirrte Jungen, notleidende Proletarier, Bergwerksleute, Fischer — glaubwürdig geschilderte Etappen auf der Flucht des Knaben, der gemordet hat. Der Sinn ist die langsame Reife von der Tat bis zur Erkenntnis. Das Streben nach Gerechtigkeit und eine mütterliche Nachsicht wirken auf die Psychologie, der Antrieb überträgt sich stärker vom Gefühl als von der kompositorischen Steigerung, aber der Eindruck der ethischen Absicht und der erzählerischen Suggestivität bleibt. *gf.*

DORA MENZLER, Körperschulung der Frau in Bildern und Merkworten. Dieck & Co., Sportverlag, Stuttgart.

Die Autorin beherrscht die Materie in überlegenster Weise. Die Systeme der Mensendieck, Laban, Loheland usw. sind vorweggenommen und in geistreichster,

instruktivster Darstellung in den Anleitungen zur Durcharbeitung des weiblichen Körpers nach den Sonderfunktionen des Knochenbaus und der Muskulatur in Sonderübungen aufgeteilt. Besonderer Vorzug des Werkes ist Knappheit bei größter Exaktheit des Ausdrucks und entsprechender Anschaulichkeit des Bildermaterials. Man lernt unter dieser klugen und überzeugenden Anleitung seinen Körper genau kennen, bewußt leiten und durchbilden. Die Lehrtafeln A—J umfassen die wichtigsten Uebungen, wie: Uebungen zur Kräftigung der Rückenmuskulatur, der Bauchmuskulatur, Korrektur der Brustwirbelsäule, Ausbildung der seitlichen Rumpfmuskulatur, Entspannungsübungen usw. Jeden Morgen auch nur eine der Uebungsgruppen gewissenhaft nach den knappen Worten und Bildern ausführen, heißt einen beträchtlichen Fonds an Widerstandskraft und Freude in seinen Tag einführen.

DORA MENZLER, Neue Folge.
Die Uebungen werden in der gleichen anschaulichen Weise spezialisierter und, wenn möglich, noch bewußter. *B. Sch.*

AISCHYLOS, Tragödien, übersetzt von Dr. Hans Bogner, und *MARTIAL, Epigramme,* übersetzt von Dr. Hermann Sternbach; Klassiker des Altertums. Propyläen-Verlag.
Die „Klassiker des Altertums" sind ja den Lesern des Querschnitts längst bekannt. Wir erinnern nur an die ausgezeichnete Platoausgabe, die die berühmte Schleiermachersche Uebersetzung der Gegenwart wieder geschenkt hat. Soeben erschienen zwei neue Bände dieser Sammlung: Aischylos und Martial. Ueber Aischylos wäre nur zu sagen, daß die Uebersetzung Hans Bogner sehr gut besorgt hat, und daß jede Härte durch unnötige Gräcisierung der deutschen Sprache vermieden ist. Mehr sagen, heißt schon sich über diese wundervollen, unsterblichen Tragödien banal äußern. Die Epigramme Martials sind frech und köstlich. Sie könnten in, ach, so vieler Beziehung heute erst geschrieben sein. Dieser Provinzler, der mit 20 Jahren in Rom einzieht, um später in seinen Epigrammen nicht tout Berlin, aber das ganze Rom von den dunkelsten Ecken bis zu den glänzendsten Palästen frech zu bespötteln, zu kritisieren, widerzuspiegeln, ist reizvoll zu lesen. Aber, bitte, nicht für Jugendliche! Die Uebersetzung Hermann Sternbachs gibt in charakteristischer Form den Geist dieses von amüsanten Einfällen sprudelnden Römers (aus der Provinz) wieder. *W. I.*

Dr. med. KURT DELIUS, Bettgymnastik, eine Hilfe für Kranke, Gesunde und Bequeme. Der Buchverlag, Nürnberg.
Herr Dr. Delius muß ein gemütvoller alter Herr sein, Kranke und ganz Bequeme macht er sehr vorsichtig, sehr schonend in ebenso gut gemeinten wie weitschweifigen Vorreden auf ein paar harmlose, aber gewiß sehr zweckmäßige, im Bett ausführbare Turnübungen aufmerksam. Man kann schon sehr gebrechlich oder auch schon sehr wohlbeleibt sein, hier kommt man noch mit und, wer weiß, vielleicht zum Schluß noch recht weit. *B. Sch.*

BENEDETTO CROCE, Dante. Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien.
Nur ein bedeutender Lateiner wie Benedetto Croce konnte ein Dante-Buch schreiben, das mit dem Wust unsinniger und zufälliger Symbolismen-Deutungen aufräumt, auf das Einfache und großartig Monumentale des philologisch verschütteten Textes zurückgeht und eine Methode zum Lesen der pseudowissenschaftlich überwucherten Gesänge gibt, einfach, gradlinig und großzügig wie die Divina Comedia selbst. *A. B.*

Intern. Ausstellung, München

Mopp, Der Arzt Dr. F.

Photo Walther, Dresden

E. Hoffmann, Stehende

Dresdener Intern. Kunstausstellung

Der javanische Tänzer Toshi Komori

Photo Walther, Dresden

Fr. Maskos, Eva

Dresdener Intern. Kunstausstellung

Photo Graudenz, Berlin

Denkmalsentwurf für Baku zur Erinnerung an die Erschießung von 26 Kommunisten durch die Engländer

Englisches Kriegerdenkmal von Eric H. Kennington (rechts der Bildhauer)

Photo Binder

Sergei Jessenin

Photo Manuel

van Dongen

Das „Fest der modernen Frau“ in dem Film „Le petit Parigot“
Entwurf von Robert und Sonja Delaunay

PAUL F. SCHMIDT, Die Lukasbrüder. Der Overbecksche Kreis und seine Erneuerung der religiösen Malerei. Mit 24 Abbildungen. Im Furche-Verlag, Berlin.

Die Erkenntnis, daß nach Philipp Otto Runges vorzeitigem Ansturm und Tod die Lukasbrüder oder Nazarener es waren, die gegen den Akademismus der Füger, Tischbein und Mengs revoltierten, wenn sie auch selbst aus mangelndem Atem allzu schnell Akademiker werden, ist hier vorzüglich belegt und begründet. Schlegels Bedeutung als Wegweiser in seiner Zeitschrift „Europa" wird nachgewiesen, und die Hinwendung der Lukasbrüder zum Katholizismus, als einer höheren christlichen Gemeinschaft, aus dem Willen zur Ueberwindung des Individualismus gedeutet. Vielleicht wäre ein Hinweis auf die Minderwertigkeits-Komplexe dieser schon stark lebensfremden Menschen angebracht gewesen. — Die kurze kunsthistorische Würdigung ist nicht weniger prägnant, und der Bilderteil ergänzt anschaulich das kleine vortreffliche Werk. *A. B.*

MARTIN LUDWIG SCHLESINGER, Das bolschewistische Rußland. Jedermanns Bücherei, Verlag Ferd. Hirt, Breslau, 1926. Geb. 3,50 M.

Die deutsche Republik war die erste Großmacht, die den Sowjetstaat anerkannte. Von Rapallo bis zu den jüngsten Abmachungen zwischen dem neuen Rußland und Deutschland zeigt sich der Versuch gegenseitiger Annäherung. In Anbetracht dieser Tatsache und bei Berücksichtigung der wirtschaftlichen Bedeutung, die das neue russische Recht für uns hat, ist es zu begrüßen, daß Schlesinger in übersichtlicher Form das Verfassungsleben der Sowjet-Union entsprechend dem Stand von Mai 1926 dem deutschen Leser aufzeigt. Allerdings wird man auch hier bedenken müssen, daß trotz aller Konsolidierung noch alles in Fluß ist. Wie dem aber auch sei, vom kulturhistorischen Standpunkt ist das Buch ein interessantes Dokument. *W. I.*

HEINRICH G. LAMPERTZ, Wesen der Gotik. Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig.

Eine sachverständig fundierte, selbständige Arbeit, die von den kulturellen Grundlagen ausgeht, dazu die politischen und religiösen Ereignisse jener Zeit umreißt, die körperliche Gestalt aller Dinge als ersten Grundgedanken der Gotik begreift, die Stufenleiter der inneren Kräfte als zweites Grundproblem der Gotik erkennt und die Dinge der Welt als Einzelwesen betrachtet. Dann werden die Kunstgattungen behandelt und die im Verlauf der gotischen Stilentwicklung zunehmende Realisierung der Naturformen als Uebergang zur Renaissance erkannt. *A. B.*

Iß gut und bleib schlank. Ein Ullstein-Sonderheft, das ein nicht nur mondänes und modernes, sondern bleibendes ernstes Gesundheits-Problem von allgemeinster Bedeutung auf eine fabelhaft schicke und nette Weise behandelt, von allen Seiten und auf jede Weise, ernsthaft und humoristisch, durch Bild, Wort und Tabelle, mit wissenschaftlicher Begründung und Winken für die Durchführung in der Praxis des täglichen Lebens und Essens, in einer illustrativen und typographischen Aufmachung, die mit eindringlichster Anschaulichkeit dem Leser den Satz predigt: „Nähre dich redlich, aber nicht schädlich!" Die Kalorienlehre, in andern Ländern längst bestimmend für die Nahrungsaufnahme der Leute, die etwas auf sich halten, ist nach diesem Heft auch für die Deutschen kein Geheimnis mehr. Ein Ehrenplatz in jeder Küche gebührt der beigelegten Speisekarte, auf der die Wärmeeinheiten jedes Gerichtes verzeichnet sind. *F. L.*

AUS DEM PROPYLÄEN-VERLAG

Von der Propyläen-Kunstgeschichte ist soeben ein weiterer Band, der neunte der Reihe, erschienen. Er behandelt die *Kunst der Hochrenaissance in Italien* und hat zum Verfasser Professor Dr. *Paul Schubring*. Neben Wilhelm von Bodes „Kunst der Frührenaissance" tritt hiermit als Fortsetzung und Ergänzung die Geschichte der Kunst des Cinquecento, die Zeit der Erfüllung und der Reife. Der Text gibt bei aller Knappheit ein anschauliches und abgerundetes Bild der Entwicklung einer der größten Epochen der Kunstgeschichte mit ihren Hauptmeistern und Schulen. Der Bilderteil mit etwa 600 Abbildungen vereinigt alles Wichtige und Markante und bietet neben den berühmten Hauptwerken vieles Neue, Vergessene oder Uebersehene. Etwa die Hälfte des Bandes nimmt die Malerei in Anspruch. Außer dem unvergleichlichen Triumvirat Leonardo, Raffael, Michelangelo sind natürlich auch die übrigen großen Meister vertreten: Bartolomeo, Sarto, Sodoma, Correggio, Giorgione, Tizian und Tintoretto, sowie ihre Nachfolger und Schüler: Boltraffio, Luini, Franciabigio, Pontormo, Bronzino, Palma, Piombo, Moretto, Veronese usw. bis Bassano, dem Uebergang zum Barock.

Mit 75 Abbildungen von Kirchen- und Profanbauten, Innenräumen, Gärten usw. sind die Architekten Bramante, Raffael, Michelangelo, Giulio Romano, Peruzzi, Vignola, Vasari, Ammanati, Sanmichele, Jacopo Sansovino bis Scamozzi und Paladio behandelt. Der Plastik sind 110 Abbildungen zugeteilt, die neben den überragenden Werken Michelangelos Arbeiten von Andrea Sansovino, Giuliano da San Gallo, Danti, Cellini, Begarelli, Alfonso Lombardi, Busti-Bambaja, Jacopo Sansovino, Cattaneo, Campagna, Vittoria, Bandinelli bis zu Giovanni da Bologna und Rocca Cagliata wiedergeben. Ueber die herrliche Blüte der Medaillenkunst geben 36 Beispiele einen Ueberblick. Den Abschluß macht eine Auswahl von 50 Erzeugnissen des Kunstgewerbes mit Proben aus der unendlichen Fülle des weltlichen und kirchlichen Mobiliars, von Gerät und Schmuck in Holz, Edelmetall, Keramik und Glas.

Auch die Reihe der „Führenden Meister" wurde mit einem weiteren Band fortgeführt, und zwar hat der Münchener Kunsthistoriker Ulrich Christoffel eine Monographie über Hans Holbein d. J. geschrieben. Dem sachlich kühlen und doch von innerer Wärme und Spannung erfüllten künstlerischen Temperament Holbeins tritt hier ein wahlverwandter Geist gegenüber, dem es leicht fällt, seinem Meister gerecht zu werden und die Wurzeln seines Schaffens und Könnens bloßzulegen. Die Einfachheit und Ursprünglichkeit, die Sachlichkeit und der Wirklichkeitsernst des deutschen Renaissancekünstlers, der das Große ohne Pathos und ohne Sentiment im Bild niederzuschreiben weiß, findet in dem neuen Biographen ihren geeigneten Interpreten. In ihrer ganzen Breite, ihrer inneren Einheit und Vollkommenheit tritt uns die an Erfindung und Formung, an Handlung und Gestalt reiche Kunst Holbeins entgegen, die das weite Gebiet von der Zierornamentik, der Glasmalerei, der Holzschnittillustration bis zur Bildnis-, Altar- und Wandmalerei umschließt. Mehr als 100 vorzüglich gedruckte Abbildungen unterstützen den Text.

Beardsley, Zeichnung in einem Brief Slg. Bessmertny

MARGINALIEN

Däubler: Mammut mit Libellenflügeln. Es dichtet unaufhörlich in ihm ätherische Wortklänge und Gedankenverbindungen, es dichtet grenzenlos in ihm, ohne Stocken, in riesigem Fluß. Er kann sich darin nicht bescheiden, und stellt man ihm vor, zusammenzudrängen, prägnant zu sein, so entgegnet er, er sei ein Hymniker.

Er ist nicht von dieser Welt und beachtet kaum, was um ihn vorgeht. Das führt in jedem Sinne zu Katastrophen. Für den heutigen Leser, der ihn liebt und nicht lesen kann, und für ihn selbst, dessen äußeres Geschick armseliger verläuft als das eines Tagelöhners, reicher an Entbehrungen als das eines Skribenten letzter Ordnung. Zumal er einen Leib von gigantischem Ausmaß zu ernähren hat, der, Strapazen gewohnt und beheimatet in allen erbärmlichen Quartieren Europas, mehr als bei anderen danach schreit, gefüllt zu werden. „Mammut mit Libellenflügeln", sagt einer von ihm.

Es dichtet massig in ihm. Zur Deutung eines Gedankens, zur Erklärung einer Idee dient nichts weniger als die gesamte Weltgeschichte, und nicht, wie sie sich im Staub unseres Planeten, sondern etwa einen Meter darüber abgespielt hat, wichtige Funktionen der Menschen, wie etwa Stehen und Gehen, außer acht lassend. Es dichtete in ihm 30 000 Verse jeglicher Art, „das Nordlicht", von Stanzen bis zum Knüttelvers, um zu sagen, daß die Erde sich zur Sonne sehnt, daß die Menschen sind: Sonne und Erde. Ich habe eine Dame gesprochen, die all diese Verse gelesen hat. Sie und der

Setzer sind die einzigen, die sie ganz durchgegangen sind. Die anderen, die darüber schreiben, beschränken sich aufs Vorwort. „Ich habe eine Kosmogonie geschrieben von weitestem Wert," klagt wild des Schöpfers Stimme, „niemand liest sie. Sie ist bekannt und wird totgeschwiegen. Ich bin der einzige Kämpfer gegen den Amerikanismus, Herr, und man läßt mich verrecken!"

Däubler verliert alles. Er steckt Dinge, die er bekommt, nicht in die Taschen, sondern vorbei, oder seine Taschen haben ein Loch. Dauernd dichtet es in ihm. Seine schwere, nervöse Hand fährt durch den mächtigen, grauen Vollbart des Propheten, streicht über die weißlichen Schläfen und milchige Stirn des Denkers und verschwindet im üppig wuchernden Haupthaar. Es ist entsetzlich, ihn klagen zu hören, Klagen brechen aus ihm heraus, uferlos. Dem Schicksalsgedanken, Folgerungen metaphysischer Sternenkunde, will er trotzen und glaubt doch so daran, daß er meint, die Sonne besäße ihn. — Gedanken- und Wortassoziationen fallen auch viele vorbei, kommen auf keinen Grund, auf dem sie Gestalt und Besitz werden können. Er ist schon gar nicht von dieser Welt.

Ein sehr südlicher Germane, geeignet (wenn man Geduld hätte und es verstehen könnte, aber Philologen kommender Tage werden über Däubler Seminar halten) uns Griechenland wieder zu zeigen, wie es war, und den Hochmut dünkelhafter, Winckelmann schmähender exakter Wissenschaftler auszutreiben; nicht durch Angriff, sondern durch Ausbreitung eines schier stupenden Wissens, das sein riesiges Gehirn wie ein Schwamm aufsaugt, vermengt mit nachtwandlerisch sicherer Deutung der fernreichenden mystischen Beziehungen, die griechische Luft und griechische Landschaft allein hervorbringen. Das, was er über Griechenland schrieb, wird geordnet werden und in Taschen gesteckt, daß es nicht länger vorbeigeht.

Von seinen griechischen Gedichten verstehe ich kaum eine Strophe, aber sie machen Freude, wie das inkommensurabele Farbengemeng und das verwirrend geistige Geleuchte des griechischen Lichts, dem sein Geist, als einziger unserer Tage, wiederum gänzlich vermischt ist. Theodor Däubler hatte am 17. August seinen fünfzigsten Geburtstag. Er hat seine Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen. *Wilhelm Bernhard.*

In der neuen Bedürfnisanstalt an der Danckelmannstraße in Berlin-Niederschönhausen (Spielwiese am Volkspark Schönholzer Heide) ist ein Verkaufsraum für Obst, Süßigkeiten, alkoholfreie Getränke, Rauchwaren und Druckschriften auf die Zeit vom 1. Juni 1926 bis zum 31. März 1929 zu vermieten.

Die Bedingungen und Angebotsvordrucke können vom Bezirks-Tiefbauamt Pankow (Rathaus Niederschönhausen, Zimmer 51) gegen Zahlung von 50 Pf. bezogen werden. Bezirks-Tiefbauamt.

Berlin-Pankow, den 7. Mai 1926. *(Berl. Gemeindeblatt.)*

Das Porträt von Paul Poiret in Heft 7 stammt aus dem Atelier von Joel Heinzelmann, Berlin.

Wie der König den Käse liebt. (Einige königliche Bemerkungen gelegentlich der Reading-Ausstellung. Die Lieblingsrose der Königin.)

Der Geschmack des Königspaares in Dingen wie Rosen, Farrenkräutern und Käse wurden auf der 85. Jahresschau der königlichen Agrikultur-Gesellschaft, die der König selbst eröffnete, offenbar.

Ihre Majestäten, die ihren 33. Hochzeitstag hatten, feierten dieses Ereignis damit, daß sie dreieinhalb Stunden zwischen den Blumen, Tieren und Meierei-Einrichtungen verbrachten.

Als der König eine schöne Aufstellung von „gutdurchem" Käse bemerkte, die von dem britischen Farmerinstitut ausgestellt und so aufgeschnitten waren, daß man die Innenseite sah, fragte der König, ob sie zum essen reif seien.

„Oh, gewiß, Majestät", war die Antwort.

„Ich denke auch", sagte der König. „So wie er da ist, liebe ich den Käse. Ich mag sehr gerne Wensleydale, aber er muß blau sein."

„Aber der ist ja voller Tiere, George, und ist dir in diesem Zustand nicht bekömmlich", warf die Königin ein.

„Pilze, Madam, nicht Tiere", sagte die Bakteriologin des Instituts, Miß Heather Mason, die die königliche Gesellschaft begleitete.

„Oh, ich werde verbessert", sagte die Königin, über das ganze Gesicht lächelnd. „Auf jeden Fall", fügte sie hinzu, „ziehe ich Cheddar vor."

Bei der Blumenschau teilte die Königin mit, daß ihre Lieblingsrose die Lady Inchiquin, ein mittelgroße Blüte von zarter Cerise-Farbe, sei.

Aber der König sagte, „ich liebe eine Rose, die es in sich hat" und nannte die „Dame Edith Helen", eine sehr große Rose mit einem starken Duft.

In der Meierei-Versuchsbaracke der Universität von Reading waren zwei schöne Kühe zu Melkzwecken herausgesucht und den königlichen Gästen gezeigt worden, zugleich mit den Melkeimern, die an der Seite eine Oeffnung zur Garantie der Sauberkeit haben.

„Wir haben dieselben auch auf unseren Farmen eingeführt", sagte der König, und die Königin fügte hinzu: „Ja, aber sie werden feststellen, daß man bei einer kleineren Kuh einen Kübel mit einer tiefer angebrachten Oeffnung braucht."

„Wenige der Farmer, die diese Eimer besichtigten, hatten den Umstand bemerkt," erzählte mir später Mr. Hoy, dem die Leitung der Ausstellung übertragen ist. *(The Daily Chronicle, London.)*

Die Zeichnung von Picasso aus dem August-Heft stammt aus dem Jahre 1907, die Lito (Verlag der Galerien Flechtheim und Simon) aus dem Jahre 1926. — Das Picasso-Porträt der Marie Laurencin ist aus dem Jahre 1909.

Dementi des Auswärtigen Amtes. Als einem Ministerialdirektor mitgeteilt wurde, daß eine Sekretärin ein Kind bekommen habe, sagte er, das sei unmöglich, noch niemals sei ein Akt im Auswärtigen Amt mit Liebe behandelt und in 9 Monaten fertig geworden. *(Klaus.)*

Die Zeichnungen aus dem Festzug zu dem Aufsatz: *„Lübeck oder der hansische Geist"* in Heft 6 sind von Herrn Alfred Mahlau, Lübeck.

Ostseelust. Bei strömendem Regen kommt man an. Bei unaufhörlichen Wolkenbrüchen versichern Direktor und Portier: noch nie hätten Barometer und Wetterwarte so günstig gestanden, noch nie wäre der Westwind so vielversprechend gewesen . . .

In der Hotelliste lauter adlige Namen. Man ist direkt befangen unter so illustrer Gesellschaft. Hinterher entpuppen sich gut bürgerliche Bekannte, mit „von" und „auf's" versehen.

Restaurants und Tanzsäle sind wie für Filmaufnahmen zurechtgemacht. Der Speisesaal präsentiert himmelbettartige Tüllverkleidung, sehr poetisch und sehr schmutzig. Größter Anreiz für kauflustige Berliner immer wieder der überfüllte Seesteg, voll von Läden mit unbeschreiblichen Scheußlichkeiten.

Eine Sensation jagt die andere. Etté spielt — in Berlin umsonst, hier für 5 Mark Eintritt in stinkendem, kleinem, aber überfülltem Saal.

Und Abends Réunion im Splendid! Bordellämpchen glühen sinnig auf den Rasenflächen als Anlockung verstreut. Tisch an Tisch bekannte Gesichter, um derentwillen man Erholung suchend die Reichshauptstadt floh.

Filmstars blühen, dick, unübersehbar — aber jugendlich zurechtgemacht, blaßrosa geschminkt; bei sogenannten jungen Mädchen bewundernde „Ah's" auslösend.

Alles ist doppelt so teuer und schlecht wie zu Hause, dafür aber weniger. Am komischsten: die Tanzturniere. Tage vorher trainiert Alt und Jung, in kotzartiger Bewegung über Stühle gelehnt, die Beine ungraziös rechts und links werfend — von wegen: Charleston! Am Vormittag des großen Tages hat der Turnierleiter die Ehrenpreise genau verteilt, dann die Jury zusammengesetzt. Es entsteht größte Unordnung, wenn plötzlich unvermutet einige bekannt gute Tanzpaare nachmelden. Die Jury versucht nach erfolgtem Beginn, völlig unorientiert, voneinander Urteile abzufangen. Man hört verzweifelte Antworten und Fragen im Vorbeitanzen: „Wen haben Sie denn aufgeschrieben?" „Niemanden, ich male Kreuzworträtsel." „Ich hoffe, daß meine aufgeschriebenen Zahlen mit den vorhandenen Nummern der tanzenden Paare übereinstimmen . . ." „Ich urteile absolut wider bestes Wissen und Gewissen!" „Ich höre auch mal gern ein unparteiisches Urteil —"

Wunderschön ist die Sitte der Bademäntel „à la Lido", mit Brille und Bauch, bei Regen und Wind, von Morgens bis Mitternacht. — Jedes Jahr dieselben Photographen am Strand, die schon mit unseren Großmüttern ihre Scherze getrieben haben. Dieselben Badespäße wie einst — jetzt meist mit Quietschen und Gummi.

Mutter Thiele am Kiosk auf der Promenade, in der roten Flanellbluse mit der Baßstimme — der weibliche Bernard Shaw von Heringsdorf —, eine Philosophin, erhaben über Ort und Zeit. Seit zwanzig Jahren ist ihr nichts mehr fremd, für 50 Pf. übernimmt sie jede Botschaft, graut sich vor gar nichts, hat ein Herz für alle. Bände könnte sie schreiben — es lohnt ihr bloß nicht — — —

DR. RICHARD STRAUSS

Wien III

Jacquingasse 10
1. 1. 26

Lieber Herr Ibach!

Das neue Pianino ist gestern eingezogen u. ein Prachtexemplar. Passt wie angegossen in meine Bibliothek, am Auge ein Genuß, am Ohr ein Labsal!

Sie können ebenso stolz sein auf dies. wohlgelungenste Erzeugniß Ihrer ausgezeichneten Fabrik, wie ich glücklich bin über seine schöne Form u. seinen idealen Klang!

Seien Sie aufs herzlichste dafür bedankt u. dazu beglückwünscht

von Ihrem mit besten Neujahrswünschen u. wärmsten Grüßen

stets aufrichtig ergeben

Richard Strauss

HERRN
RUD. IBACH SOHN
BARMEN
NEUER WEG 40

Neue Schlager werden kreiert. Es summt auf den Waldwegen, in den Bars und Spielzimmern, beim Tennisturnier und Boxkampf, im Segelboot und im Strandkorb — alt und jung: „Du, dein Mann ist doch nicht da?" oder „Warum hast du denn so schlaffe Züge?" Alles rhetorische, wenn auch nicht indiskrete Fragen. — Modenrevue der Erotik! Nur Extravaganzen kommen in Frage — Zurück zur Un-Natur! Die hinzugereisten Lebegents lehnen vereinsamt an bargeldlosen Ecartétischen oder lustwandeln in fleischlicher Abstinenz unter Regenschirmen im Gummimantel — geographische Irrtümer berichtigend, daß diese Bäder nicht auf der Insel Usedom, sondern auf Lesbos ruhen . . . *(Mopa.)*

Paraffintherapie. Man muß sich einmal Zahlen vor Augen halten: ein angenehmes Bad hat 30 Grad. 35 Grad im Schatten sind keine reine Freude. Bei 37,5 Grad Temperatur telephoniert man nach dem Arzt. Brave Infanteristen, als routinierte Hitzeaushalter bekannt, bringen es auf 40 Grad. Heiße Tücher von 45 Grad, nach dem Rasieren den Wangen appliziert, erzeugen Zähneknirschen oder Wutgeheul, eine etwas wärmere Temperatur beschert hochgebirgige Wasserblasen. Um zu sterben, braucht man es normalerweise sogar nur auf 42 Grad zu bringen. Todesfälle bei etwas höherer Temperatur haben bereits Kuriositätswert und ziehen, registriert, in die medizinische Unsterblichkeit ein.

Der französische Arzt Dr. Sandfort kannte diese Zahlen auch, als er im Jahre 1909 seine mit Paraffin gefüllte Badewanne bestieg, nachdem er das Paraffin auf 54 Grad erhitzt hatte. Er planschte fröhlich 10 Minuten lang darin herum und begründete damit die Paraffintherapie, die Verwendung von Paraffin zu Packungen und Bädern bei ganz unwahrscheinlich hohen Temperaturen von 50 bis 100 Graden.

Das hitzige Bad des Dr. Sandfort, das seine Nachfolger vervollkommneten, basiert auf der Kenntnis der Wirkungen der Schlamm- und Moorbäder, ist aber appetitlicher und hygienischer als diese und auch für Herzkranke unschädlich. In Frankreich hat sich die Idee zuerst durchgesetzt, von den schönsten Frauen propagiert. Erinnerungen an den plastischen Panzer des Dr. Chassaïgnac werden wach, der eine Art eiserne Jungfrau aus Oel, Kleie und Moor in den Dienst der Schlankheit gestellt hatte.

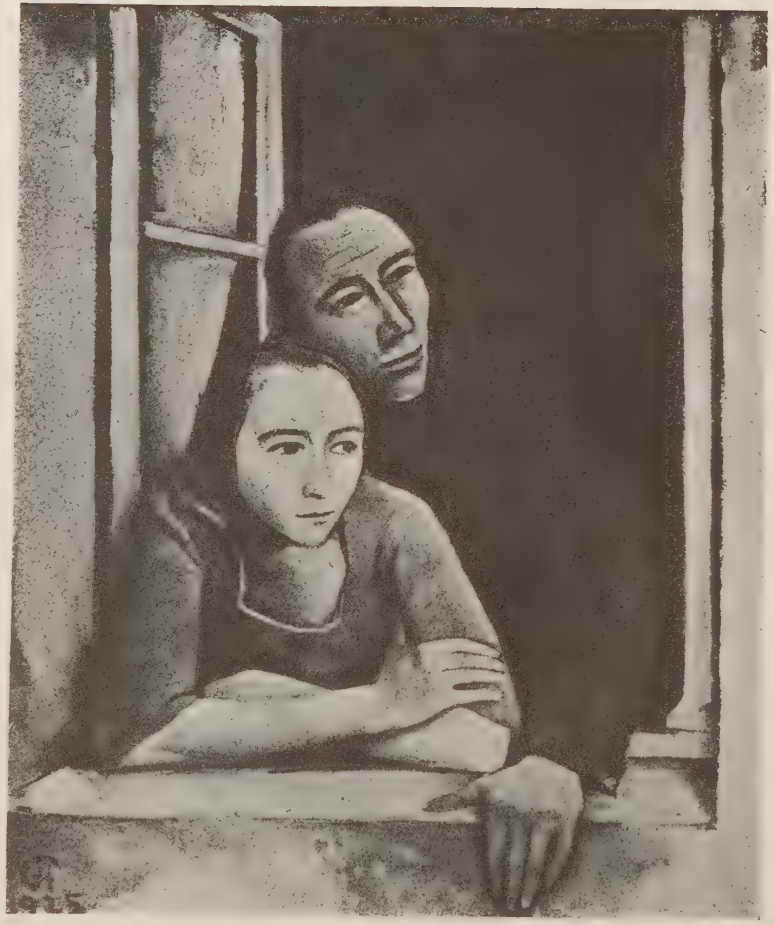
In Berlin hat sich nun eine entzückende Frau als Paraffinapostel etabliert, zusammen mit einem Arzt, im Westen. Von früh bis abend gießen milde Wärter und sanfte Wärterinnen den von Ischias, Neuralgie oder allzu provoquanten Rundungen geplagten Berlinern wie Konditoren die auf 54 Grad erhitzte Flüssigkeit über den Leib. Das erstemal hat man ja ein bißchen Angst, aber unnötigerweise: es zischt nicht, es brennt nicht, es ist nur mollig warm. Nach einer Minute bildet sich eine 2 bis 3 Millimeter starke weiße Schicht — man raucht seine Zigarette, und selbst der dicke Konsul sieht aus wie eine nette, zarte Seifenpuppe. Etwas drollig vielleicht — aber im Dampfbad, mit den schwitzenden Nachbargestalten zusammen, sieht ja auch nicht jeder gerade schön aus. Vor allem spürt man kein Herzklopfen, und wenn man wohlig in seiner Schale döst, wie die Perle

Photo Crrios Fortea

Der Herzog von Alba läßt sein Töchterchen taufen

Photo Special Press

Kinderdemonstration am „Pound Day“ in London



Carl Hofer, Das Paar im Fenster

Heinrich Nauen, Stilleben

Madrid, Prado

Raffael, Der Kardinal Scaramuzzi-Trivulzo

Aus dem soeben erschienenen Band der Propyläen-Kunstgeschichte
Paul Schubring, Die Kunst der Hochrenaissance in Italien

Rom, Palazzo Rospigliosi

Lorenzo Lotto, Triumph der Keuschheit

in der Auster, fühlt man sich — besonders angenehmes Merkmal der Kur —, fühlt man sich wie ein Held. „54 Grad halte ich aus! Allerhand!" Daß es nicht wärmer ist als ein gewöhnliches Bad, geht ja die außerhalb des Paraffins Stehenden nichts an.

Nach einer halben Stunde wird man ausgelöst. Das geht so glatt und reizend ab wie Stearin (als Kinder haben wir es uns, um dieses Vergnügen zu haben, selbst auf die Finger getropft). Mit fliederduftigem Aether abgerieben, besteigt man gestärkt die Wage und hat auf alle Fälle zwei Pfund abgenommen, die Haut ist weich und sanft wie Pfirsichflaum und man hüpft den Kurfürstendamm hinunter wie ein neugeborenes Reh.

Es ist das Fegefeuer auf den Wegen zu Kraft und Schönheit, durch das diese Taminos und Paminas des Westens gewandelt sind, wenn auch nicht Flöte blasend, so doch Zigaretten rauchend. In zauberhafter Jugend und Frische entsteigen sie dem heißen Paraffin, zur Freude ihrer Sarastros und ihrer Königinnen der Nacht. *Matheo Quinz.*

Herr, stark schielend, gesucht. Zu melden im Efa-Filmatelier, Cicerostraße. Ab 10 Uhr. *(Berl. Morgenpost.)*

Das Bauhaus in Dessau zieht im Herbst d. J. in seinen nunmehr fertiggestellten umfangreichen Neubau ein. Die Werkstätten wurden mit den modernsten Mitteln ausgebaut. Durch Errichtung eines Atelierhauses, in dem 28 möblierte Wohnateliers für Studierende, Wannen- und Brausebäder sowie eine Wäschereianlage enthalten sind, ferner eine Speiseanstalt, in der gutes Essen zu mäßigem Preis abgegeben wird, wurde für das Wohl der Studierenden vorbildlich gesorgt. Das Bauhaus ist gleichzeitig ein Lehr- und Versuchsinstitut.

„Die schöne Wohnung." Die Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk A.-G. in München sind weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt geworden. Beiliegender Prospekt der Vereinigten Werkstätten, auf den wir unsere Leser besonders hinweisen, gibt einen guten Begriff von den künstlerischen Leistungen und dem Streben dieses bedeutenden Unternehmens.

Jack London

„Amerikas erfolgreichster Schriftsteller und größter Dichter." (F. Mark.)

Soeben erschien:

Ein Sohn der Sonne

„Wieder ein echter Jack London, strotzend von Leben und Männlichkeit, Abenteuerlust und dem Gepränge einer bunten Welt. Durch diesen neuen Band Südseegeschichten weht wieder der heiße, stürmische Atem und das ungebändigte Temperament, das Jack London nun endlich auch in Deutschland eine heute schon nach vielen Tausenden zählende Gemeinde erobert hat. Jede einzelne der Erzählungen, die sich ungezwungen aneinanderreihen, ist packend und spannend, eigenartig erdacht und glänzend erzählt."

PREISERMÄSSIGUNG: Infolge des rapide steigenden Absatzes der Londonbücher konnten wir die bisherigen Preise bedeutend ermäßigen. Obiger Band, sowie die bereits erschienenen Bände „Südseegeschichten", „Abenteurer des Schienenstranges", „In den Wäldern des Nordens", „König Alkohol" kosten in Leinen M 4.80, broschiert M 3.—, „Der Seewolf" in Leinen M 5.50, broschiert M 3.50

Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft / Berlin W 50

I. Salzburger Cocktail. Alle Nationalitäten sind vertreten, Träger und Chauffeure scheinen nichts als Englisch sprechen zu können, aber dieser internationale Firnis ändert nichts an der Tatsache, daß es in ganz Salzburg keinen fähigen Coiffeur gibt, daß es an Sonntagen unmöglich ist, einen Lippenstift aufzutreiben oder ein Telegramm aufzugeben. Diese winzigwichtigen Details sind erwähnenswert, denn sie sind bezeichnend dafür, wie sich die Atmosphäre der Stadt aus Hypermodernität und Primitivität zusammensetzt, daß gerade diese Zusammenstellung (an hundert Beispielen verfolgbar) den sonderbaren Charme kreiert, den sie, ganz abgesehen von aller Festspielbedeutsamkeit besitzt ...

*

Das Hotel L'Europe hat eine wunderbare Fassade. Das Hotel L'Europe beherbergt alle Berühmtheiten, denen der Edelsnob in seinen kühnsten Träumen zu begegnen sich wünscht — doch sind seine Wände dünn wie in einem Mietshaus in Berlin N und seine Stehlampen auf gewiß vielfach denkwürdigen Nachttischen nackt, unbeschirmt, aller farbigen Romantik bar. Seine Hall ist laut und lieblos wie ein Wartesaal. Jedem schreit diese Hall unverbindlich entgegen, daß sie mehr zu tun habe, als sommerliche Badeflirts zu protegieren, als die Kulisse abzugeben für das Balzen von Tanzlehrersilhouetten um Bankierstöchter. Diese Hall erfüllt aufs asketischste ihren Urzweck: seriös, angestrengt, nervös zu warten. Der Reporter wartet, daß Frau Durieux (und andere) ihn streift und ihn inspiriert mit ihrem geheimnisvollen und gefährlichen Blick. Die Modezeichnerin sehnt sich danach, Frau Massary zu begegnen, um ihre jeweilige Toilette als letzten Schick von übermorgen zu verarbeiten. Mr. Lincoln hat ein Rendezvous mit Miß Patterson, der jungen Nonne aus dem „Mirakel", um mit ihr einen Artikel zu schreiben für seine „New York Times". Die Primaballerina Pfundmeier harrt auf Monsieur Gémier, den Direktor des Odéon-Theaters in Paris. Frau Dagover entzückt im allgemeinen alle und im besonderen Herrn Drach, der stundenlang in dieser Hall nach ihr Ausschau hält. Dr. Vollmöller wartet auf den Leopoldskroner Schloßherrn selber, und es mutet sonderbar an, wie der liebe Gott des Theaters so einfach mit Mrs. Pincheot aus dem Garten kommt und in der Halle steht und mit vielen spricht und so liebenswürdig und unberührbar ist. Last not least warten Herr X und Y aus Z auf jede „Prominenz", die sie flüchtig oder gar nicht kennen, springen unaufhörlich stehaufmännchengleich aus ihren Fauteuils und lassen ihre Drinks, die sie in sinnlosen Mengen konsumieren, schal werden, um sich vor diesem zu verneigen, jenen zu begrüßen, hin und her schießend und den Eindruck erweckend, als könnten ohne sie die Festspiele keineswegs stattfinden ...

*

Pallenberg — unvergeßlich sein Trufaldino in „Turandot"! Diesen chinesischen Bajazzo steigert er improvisierend zum Urnarren von Shakespeareschem Format. Seine großen grotesken Sprünge auf dem zwischen Tragik und Komik

überstraff gespannten Seil gehen an die Nerven, halten schmerzhaft in Atem. Mehr als je fasziniert er durch seine souveräne Balance zwischen Pathos und Selbstironie, durch seine traurigen Bosheiten und bösen Traurigkeiten. Ohne Nachsicht und ohne Uebergang schaltet er die Gefühle vom ersten in den vierten Gang, jongliert und verblüfft mit den Plötzlichkeiten seines melancholischen Narrentums, seines bissigen Witzes. Er hat sein Publikum an der Kandare, und gehorsam reagiert es auf jeden Druck und ist von seiner Unerschöpflichkeit nicht zu erschöpfen ...

Pallenberg — wie geglättet und menschenfreundlich ist er auf dem Barstuhl im zärtlichen braungelben Sakko von überwältigendem Schick. „Ich liebe alle Oesterreicher, die Max heißen", flötet eine etwas einfältige Dame aus Berlin W, die viel redet und wenig zu sagen hat. „Er ist kein Oesterreicher — er ist ein Genie", korrigiert ihre schönere, intelligentere und weniger verschmachtete Gefährtin. Und diese nicht mehr ganz neue Tatsache sei hiermit zum aber tausendsten Male konstatiert.

Käte Wilczynski

*

Premierenfeier „Turandot" in Leopoldskron — hier findet das „Zauberspiel" seine Fortsetzung. Der feenhafte Saal läßt seine Kerzen brennen über Namhafte und Namenlose. Zu Klumpen geballt stehen die Berühmten herum, und die Unberühmten werden entweder vom Minderwertigkeitskomplex oder Größenwahn erfaßt, sich hier bewegen zu dürfen. „Als bewohntes Schloß ist es auf der ganzen Welt einzigartig", erläutert beim Hinaufgehen Kommer, der gute Geist des Schlosses. Und mit prinzlicher Leutseligkeit empfängt droben der allmächtige Professor seine Gäste ... Dicht neben dem Zaubersaal liegt die Kapelle in schwermütiger Verschattetheit. Ihre verlassene Feierlichkeit kontrastiert seltsam mit dem angrenzenden Glanz von Kerzen und Pailletten, von grellen Frackhemden und tönendem Stimmgewirr. Der Geist von „Jedermann" scheint sich plötzlich grauenhaft spürbar in den Mauern zu verdichten. Lili Darvasz hat von fern wieder die schmerzliche leidende Schönheit ihrer Rolle der „Guten Werke" — da bricht Hofmannsthal junior den Bann mit einer sachlichen Erklärung seines Prinzips, nur zweimal in der Woche zu baden ...

Ursula v. Zedlitz.

II. Reinhardt in Salzburg. Nachts um zwei — die Generalprobe zu „Turandot" währte fünfzehn Stunden, um sich andern Tags bis zu Beginn der Premiere abermals acht Stunden fortzusetzen — nachts um zwei lag die Stadt im Sternenglanze, blank gewaschen *von dem Weinen eines Gottes, den seiner Schöpfung Schönheit bis zu Tränen rührt.*

Nachts um zwei, da war die Stadt ein zauberhaftes Märchen, das sich von selber inszeniert, barocke Arabeske, die das Gesetz der Schwere spielend überwindet, verklärte *Hochzeitsfeier deutschen Geistes mit dem Süden.*

Wie sehr verlockte es Reinhardts Genie, der *festspielhaften Seele dieser Stadt* Sinnbild und Klang zu geben! Arbeit und Leistung eines unerhörten Kunstwillens bietet sich nunmehr *in barocker Schale* nochmals dar.

„Turandot" in Berlin und „Turandot" in Salzburg sind, mit demselben Schöpfer, zwei verschiedene Welten. *Die chinesischen Tuschfarben des Märchenbildes werden überwuchert vom Barock des Rahmens,* der zu Eigenleben wach und *voll Gewalt* wird. Wild wachsend, sich aus eigener Laune forterzeugend, umklammert und durchsetzt die Salzburger Commedia dell' Arte das Schicksalsdrama Turandots und *treibt* längs vorgebauter Brücke *Ranken in das Publikum.*

Reinhardts Großtat ist die Bewältigung des fremden Raums. Er füllt sie mit der Atmosphäre seines Märchenchinas. Holzmeisters *Wikingerhalle* unterwirft sich Struads traumhaft unmassiven Bühnenbildern, die in den Kostümen prächtige Realität gewinnen. Die Brücke zum Zuschauerraum ist nicht bloß Holz, *das Publikum wird einbezogen* in das Geheimnis des Theaters, *das es sich nunmehr selber macht.* Diese „Turandot" von Salzburg folgt aus dem Weltsieg eines jungen Kontinents, der ohne Tradition und Sentiment nur an sich selber glaubt.

Ein Glück nur, daß losgelassener Witz sich tot rennt. Nach zwei gelächtertollen Akten kommt Müthels schöner Märchenprinz dazu, um die Seele Turandots zu kämpfen. Helene Thimig, mehr unbefriedigt als unerlöst, hat das heroische Ausmaß jener Hingebungsfähigkeit, die in den Werbern sich solange selbst zerfleischt, als ihrer Größe der gleichgewachsene Partner fehlt. Ihr ebenbürtig: Lili Darvasz. Einige Rollen existieren nur auf dem Theaterzettel, andere, um die es schade ist (Kühne, Frieda Richard), im Fragment — der Kuckuck der Commedia dell' Arte hat die Edelbrut aus dem Nest geworfen. Musik (Paumgartner, Nilson) und Tanz (Kröller) stellen Salzburg, München, Wien.

„Turandot", von Reinhardt nun zum zweiten Male inszeniert, ist Glanz- und Höhepunkt der diesjährigen Festspiele und wird vielleicht ein Welterfolg. Von Gozzi und Goldoni, Gluck und Mozart schlingt sich der Festspielreigen zu den beiden Strauß — zu Johanns „Fledermaus" und *Richards „Ariadne".* Köstlichster Genuß schon, Bruno Walter *die herrlichste der Operetten* dirigieren zu sehen — *ihn als den Alles-Einer einer Aufführung,* der in der Regierung kaum spürbar wird.

Die Straßen zu den Festspielstätten sind gesäumt mit wandelnden und angeklebten Plakaten: „Jedermann" auf dem Domplatz, Konzert im Mozarteum, Kunstausstellung, Buchausstellung, Handschriftensammlung, Ausstellung des Wiener Kunsthändlers Nehebay im „Europe".

(Auszugsweise.) Leonhard Adelt, „Berliner Tageblatt".

LUTZ EHRENBERGER — SCHNELLE HILFE

FEUER BREITET SICH NICHT AUS
HAST DU MINIMAX IM HAUS

MINIMAX A.-G. / BERLIN NW 6

III. Hartung im Heidelberger Schloß. Hartung kommt — ade Postkartenbetrieb und Großes Faß! Neues Leben blüht aus den Ruinen. Zu ewiger Schloßbeleuchtung in Zuckerbäckerstil mit „Alt-Heidelberg, du feine", von lampionbewimpelter Bootskapelle gespielt, kommt endlich auch Quarzscheinwerfer mit ultravioletten Strahlen und — Beine, Beine! Nachdem Charell im „Querschnitt" festgestellt hat, daß dank seiner Revuen jeder Berliner vollkommen darüber orientiert sei, wie Weib zwischen Busen und Knie ausschaue, und die Revue nach neuen Bildungszielen Segel setzen muß, exportiert Hartung großstädtische Offenbarung über diesen vitalen Punkt in Provinz und Sommerreisenetappe Heidelberg. Neutrale Flagge: Shakespeare. Da seit Kainz' Tode kein Mensch mehr auf deutschen Bühnen Shakespeare sprechen kann — und Hartungs Ensemble beweist das —, ist gar nichts dagegen einzuwenden, wenn man „Sommernachtstraum" mit den Beinen spielt: athenische Edelinge schmücken, aufwärts ins Badehosige gerafft, den Schloßhof; auch Theseus erzwang sich durch obere Schenkel beiläufig Beachtung, flaumige Jünglinge zeigten solidem Reisepublikum Schenkeliges in kühner Verkürzung — heiliger Laban, wer dankt es dir? Ueber allem aber Gerda Müller: „Es wächst das Riesenmaß der Beine weit über Männliches hinaus." Ave, Gerda! Metamorphosisches Weib, welchem Pennäler mutest du zu, an deine Gretchenhaftigkeit zu glauben? Auch im „Sommernachtstraum" war alles — in puncto Beine und auch sonst — falsch verteilt: Gerda (Puck) hatte allenfalls Beine zum Theseus, George (Oberon) — ein Waldschratt im Delirium tremens — versprach in lichten Momenten keinen schlechten Priamus, bloß Valk, der mit orientalischer Lebendigkeit im Faustmonolog aufzeigte, welche Seelenabgründe dieser junge Goethe mit seinem „Helden" spielend von Kante zu Kante überschaukelt hat, bewies als Peter Squentz, wo seine Trümpfe sitzen.

Aber der alte deutsche Mond, am schönen Schloßturm heraufzitternd, „schlug dem Ei den Boden aus". Typische Geschmacksversulzung in Freilichttheatern: Singvögel fugieren den Zoppoter Walkürenritt, Mond und Sterne spielen ohne Stichwort, Bäume sind „echt" — warum nur? Und warum nicht gleich Gralserzählung mit Nougat, Feuerzauber mit Schinkenstulle? Das Sommertheater-Gesamtkunstwerk tendiert eben darauf, alle Sinne für Stimmung mächtig anzuregen — und zugleich!

„Urfaust" im gotischen ‚Bandhaussaal' des Schlosses. Der Bau stammt aus der Zeit des Parazelsus und der himmelstürmenden, elementverwobenen Magier und Fauste. An der Fassadenruine im Hofe astrologisch-alchimistische Allegorie: Mars, Venus usw. in Statuen aufgebaut. Faust spricht — hier sagen Steine mehr. Scheinwerfer blinken: Steine wirken gemalt, werden unwirklich wie Pappe. Clou der Regie: Nachdem Fausts Studierzimmer im gotischen Mittelbogen als entbehrlich abgebaut war: ein Tisch, ein Stuhl, ein Buch — bringen drei Lakaien diskret und langsam einen Paravent mit Scharnieren und grünem Satinvorhang — halb gerafft — herzu und bauen ihn auf der Mittelestrade ein: Gretchens Wonnelade. „Hier brütest du Natur den eingeborenen Engel aus", stöhnt Faust (Valk) im Angesicht dieser bodenlosen Pracht. Das Schicksal, das Faust mit süß Gretchen angezettelt hat und — Doktor vierer Fakultäten — nicht zu stoppen weiß, nimmt seinen deplorablen

Lauf. Nach Szene am Brunnen und Kruzifix weiß jeder Bescheid, und Hartungs sandgraue Lakaien rücken wieder diskret an und bauen sachte, sachte — „nach Gebrauch wieder zu entfernen" — den nun nicht mehr benötigten Paravent ohne Boden unter atemloser Andacht, tiefer Spannung deutscher Seele wieder ab ... O Deutschland hoch in Ehren! — Im übrigen dieser „Urfaust": eine Angelegenheit für Germanistenseminare. Manches hat der Goethe später einfach weggelassen, anderes — nicht übel — hinzugedichtet, wieder anderes — meist auch nicht übel — geändert. Ein sorgfältiger, gründlicher Dichter, wie man weiß. (Sudermann hat nie geändert. Darum wird er aber auch nie kein deutscher Klassiker.) — Für Regie ist „Urfaust" ein feiner Fund: vieles Vertrackte fehlt: Himmelsprolog, Hexenküche, Walpurgisnacht — wegen Gottvater, Katzen, Requisiten usw. schwierig — sind einfach nicht vorhanden. Man braucht überhaupt nichts zu streichen, kommt bestimmt vor Mitternacht nach Hause und hat was Neues. Der richtiggehende „Faust" ist (weil sooft erklärt und überhaupt wegen der vielen Rederei) allgemein als schwere Kost bekannt, und auf der Sommerreise will man sich doch nicht anstrengen. Aber sonst: unsere Klassiker — man sieht sie immer wieder gern mit Weib und Kind. Und vom Heidelberger Schloß nimmt man sie als „bleibende Erinnerung" mit. Aber dazu „Hoch das Bein!" kann niemals schaden!

(H. Zimmer, Heidelberg.)

Ein in New York ankommender Engländer und der U. S. A.-Einwanderungs-Beamte:

"How long 're you goin' to stay in this country?"

"I say, man, I am British subject; you can't expect me to stay in your bloody country one day longer than I can help."

Unser verehrter Freund, Herr Ludwig Jaffé, feierte am Sonntag, dem 22. August, seinen sechzigsten Geburtstag. Er hat seine Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner Vieillesse verte freuen.

Bernard Shaw 70 Jahre alt.

Bernard Shaw ist 70 Jahre alt geworden. Sehr bedeutende Leute haben fast immer 90 oder ein ähnliches unersetzliches Alter erreicht, wo sie bald sterben müssen oder dumm werden. Shaw ist für sein Alter ein außerordentlich junger Mann. Vielleicht weil er ein Gegner war von Wein, Weib und Gesang; nein, Gesang können wir nicht sagen, Fleisch könnten wir sagen, denn sein letztes „Anti" ist Fleisch; er ist ein echter Vegetarianer, und was den Gesang betrifft, so hatte er gewiß ein ganzes Teil davon. Er ist fast ebensoviel Musiker wie ein Musiker und versteht zu spielen, ohne daß er spielt, wie er zu singen versteht, ohne daß er singt, und zu komponieren, ohne daß er komponiert. Wir wissen, daß seine Mutter ihn singen gelehrt hat, oder wenigstens ich weiß es, denn er hat es mir oft genug erzählt.

Bernard Shaw sieht wahrscheinlich heute noch genau so aus, wie er vor dreißig Jahren ausgesehen hat. Ich jedenfalls sah ihn vor 25 Jahren, als ich selbst noch ein Kind war, und kann es somit beurteilen. Sein Bart und sein Haar sind jetzt weiß, mit einem schwachen rötlichen Schimmer übergossen, wie die Alpen, in Sonnenuntergangsfarbe getaucht. Sein Gesichtsausdruck ist offen und bieder. Seine Zähne sind ausgezeichnet, und dabei seine eigenen, da er sie, wie er sagt, immer mit Küchenseife gereinigt hat.

Also müssen wir ein Loblied auf die Küchenseife singen, weil sie Mr. Shaws Zähne geschützt hat und damit seine bissige Art der Konversation, sein geradezu satanisches Lächeln, was ohne seine Zähne niemals so gewesen wäre. Ich glaube, wichtiger als das Verkehrsproblem in den Straßen Londons oder die Geburtenkontrolle wäre eine Zahnkontrolle.

Shaw ist durchaus der Mann, hierin mit mir übereinzustimmen, obwohl er, abgesehen von seinen eigenen Ideen, niemand etwas aufzuzwingen wünscht, da er sanfter und gefühlvoller ist, als man denken sollte. Er ist in der Tat wie seine großen Zeitgenossen Moore und Hardy erfüllt von der altmodischsten Höflichkeit. Er geht seiner Reinemachefrau bis an die Gartenpforte entgegen und läßt sie höflichst ein, am Telephon (dieser brutalen Maschinerie) muß er unbedingt „Guten Morgen" wünschen und uns selbst dazu bringen, „Guten Morgen" und „Wie geht es Ihnen" zu sagen, und würde niemals skurrile oder auch nur biblische Ausdrücke gebrauchen, ohne vorher zu fragen (vorausgesetzt, daß er es mit einem jener undefinierbaren Wesen „Lady" oder „Gentleman" zu tun hat), ob man auch nichts dagegen habe, während andererseits mit der Feder kein Mensch so roh und ruppig ist wie er.

Es wurde für Mr. und Mrs. Shaw anläßlich seines Geburtstages in einem hübschen Haus in Kensington von der Gattin eines Künstlers, die eine sehr hübsche und fashionable Dame ist, eine Luncheon party gegeben. Shaw geht selten in Gesellschaft, aber die Leverys mag er sehr gern, weil der Gatte so sehr schottisch und die Gattin so sehr irisch ist. Ich glaube, Bernard Shaw hoffte, es würden keine anderen Gäste da sein. Immerhin waren anwesend: ich selbst, eine amerikanische Bildhauerin, Lord Berner (der Musiker vom Foreign Office), Lord Castleross (der „Modenspiegel") und irgendein irischer Politiker, den ich nicht ganz begriffen habe. Man saß um einen

großen runden Tisch in einem kleinen Zimmer. Shaw ragte sehr hoch und sehr aufrecht an seinem Platz, etwa wie die jungen Damen vor 50 Jahren sitzen mußten, als man Back-boards (Rückenbretter zur Verbesserung der Haltung) benutzte. Das gab ihm sozusagen den physischen Oberbefehl über die Tafelrunde, während der drastische Fluß seiner Ideen ihm die moralische Gewalt über seine Zuhörer gab.

Da moderne Ideen besprochen wurden, gab er sich natürlich den Anschein, als ob er gar nicht darum bemüht wäre, mit den Redenden übereinzustimmen, als ob ihn das alles etwas langweile. Es sieht aus, als hätte jemand eine Lawine in Bewegung gesetzt und ließe sie von einem ruhigen Beobachtungsposten aus an sich vorübergleiten.

Seine Konversation natürlich ist ein Solo, ein Monolog, und diejenigen, die so unglücklich sind, gesprächige Nachbarn zu ihren beiden Seiten sitzen zu haben, während er ihnen gegenübersitzt, verlieren sehr viel von dem, was sie gern im Gedächtnis bewahren möchten. Er ist ein höflicher Zuhörer, aber mit einer unkritischen und nachsichtigen Miene, hört zu, wie etwa Gott zuhören dürfte. Es ist vielleicht ein Fehler großer Schriftsteller, daß sie sich nicht in die kleine Welt hinunter begeben, durch die sie erst groß geworden sind. Wenn Antonius zu Cleopatra sagt, sie wollten zusammen in die Straßen hinabsteigen, um die Sitten und Gebräuche des einfachen Volkes zu beobachten, und wenn der Schauspieler Shakespeare durch Antonius diesen denkwürdigen Ausspruch tut: „Die Großen sollten sich mit der Menge mischen, mit der Herde,

von der sie sich gelangweilt fühlen, denn die Großen sind oft gelangweilt, was ihre Bewunderer aber nicht von ihnen glauben, und was ihre Schmeichler nicht zu glauben gestatten", so findet das gemeine Volk dagegen große Männer und Frauen ziemlich schwerfällig, und wenn sie diese ihre Großen nicht kennen, so gähnen sie ihnen offen ins Gesicht, sogar auch, wenn sie sie kennen, denn der gemeine Mann ist kein Snob. Wie gut und wie beruhigend wäre es, wenn diese Löwen gelegentlich angegähnt werden dürften und zurückgähnen könnten.

Christus hatte den großen Vorteil, nicht in dem Zeitalter der Berichterstatter zu leben, und abgesehen von dem winzigen Umstand des bei seiner Geburt erscheinenden Sterns kam und ging er tatsächlich unerkannt, und sein Ruhm folgte ihm, ging ihm nicht voraus.

Shaw wurde recht langsam und tatsächlich nach harten Kämpfen und Plackereien erst berühmt. Er hatte sich mit jeder Art gemeinen Volks herumzuschlagen; seine Bücher zeigen eine ungeheure und umfassende Kenntnis der Menschheit von der Heilsarmee bis zu Phonetikprofessoren, und von Donremy bis Madaira. Aber man möchte ihn gern in Nachtklubs, beim Ballett und in Restaurants sehen, wo alles gesagt werden darf, und in Häusern bei entzückenden Gastgebern, wo gute Manieren und Shockiertsein gänzlich unbekannt sind.

Doch wenn man die Rede der Lilith am Ende von Methusalem liest, so begreift man, daß Shaw nicht viel entgangen ist, und versteht, wie weit über diese kleine persönliche Bemerkung hinaus sein Genius ihn getragen hat. Man fühlt, wie die Mädchen auf den Feldern, um nur sein letztes und verhältnismäßig einfaches Werk St. Joan anzuführen, bei der Stelle, wo Cauchon vor Johanna kniet. „Die Mädchen in den Feldern loben dich, denn du hast ihnen die Augen geöffnet, und sie sehen, daß es nichts gibt zwischen ihnen und dem Himmel." *Viola Tree.*

A TENNIS PARTY.

The Game And The Business. By Barbara Morley Horder. Tennis has rapidly developed with some people from a game into an art, from an art to a religion. There is an ever-widening gulf between those who regard tennis with this fierce enthusiasm and those who patronise it as a pleasant recreation.

I have a friend to whom tennis is still—just tennis. She has a beautiful tennis court and invites people indiscriminately, and never realised that on this particular afternoon she had invited the local mixed doubles champions and that the rest of the party consisted mostly of the type that: "simply loved it" but "hadn't played for ages."

A Sunny Garden. The garden was a picture. The sun strayed lazily over the grass to the shadowy trees beyond. Though only a few miles out of London there was scarcely a sound except the hum of the mowing machine.

Two players were already upon the scene—a girl with a pretty, sunburnt face and awkward hands who giggled nervously at the sight of the court and reiterated that she "simply hadn't played for ages"; the young man with her, who took up a more careless attitude and thought tennis was "jolly good fun" if people didn't take it "too frightfully seriously," and sraped at the lawn with the butt-end of his racket.

" It's a long time since I've met the other two who are coming this afternoon," says the hostess, " but I believe they are very good players."

She looks round smilingly and finds that this remark does not meet with succes.

The Other Two. There is momentary pause, broken by the arrival, or, rather, the appearance, of the other two. They whirl in with a professional air of hurry, hardly stopping to greet their hostess, and deposit rackets, shoes, cases, coats, scarves, and sweaters in an astonishing pile. She has a firm jaw and muscular arms, and her pleated skirt is cut wel' above the knee. He is immaculate and bored.

Conversation dwindles as they take off sweaters and put on coats in a business-like manner.

"Well," says the hostess at last, bursting in where angels fear to tread, "how would it be if you two good players each took one of the others who don't play *quite* so well? That would make a very good game."

She faltered at the end of the sentence as she met their stony stare.

"I'm sorry, but we alweys play together." says the champion, adjusting her canary-coloured bandeau, "but of course if the others are not up to form that will be very unequal—it puts me off absolutely, but it cannot be helped. Will you toss for side?" she concludes, giving her racket some fierce preliminary swings.

Mopp

The Game. The game begins in silence. The sunburnt girl serves two double faults, and giggles, and begins: "I'm awfully sorry, but I haven't —."

Her partner interrupts by telling her curtly to beware of Miss X.'s crossdrives.

On the other side of the net Miss X. is trying to be calm while her partner, nervously poaching, spoils her best shots and misses his own, and when it is too late shouts " Yours! " in stentorian tones.

There is a strained silence at the end of the set and still more strained smiles as the combatants return from the court.

"I'm so sorry you have to go," says the hostess a few minutes later. " I'd no idea you had to play somewhere else. You must come and have another game some time—it makes a delightful break, doesn't it? "

The sunburnt maiden helped herself to a large piece of cake.

" I'm afraid I played awfully badly," she apologised " but I simply haven't played for ages!"

" Nor have I," said he, " but it's jolly good fun—if people wouldn't take it so frightfully seriously!" *(The Star.)*

DAS AUSLAND

ENGLAND

I. London-Potpourri. Noch eine Saison ist zu Ende; noch mehr Konvenienzheiraten sind geschlossen worden; noch mehr extravagante dansings haben stattgefunden; die jungen Männer sind noch femininer, die jungen Frauen noch maskuliner geworden; noch degenerierter ist die Salonkonversation geworden; aber nichtsdestoweniger sprechen die Zeitungen wieder einmal von der glänzendsten Saison seit dem Kriege. „Seit dem Kriege" — das ist immer der Standard-Maßstab. Keines Menschen Gedächtnis scheint fähig, sich weiter zurückzufinden. Aber je übertriebener alles wird, als um so unveränderter läßt sich die Wirklichkeit erkennen.

Charles Hug

Aberglaube und Wahrsagen waren von jeher der Rückhalt der Charakterschwachen, seitdem der erste Wunderdoktor die kommerziellen Möglichkeiten des Zukunftvoraussagens erkannt hat. Unter seinem Mantel von Zivilisation war England niemals primitiver als heute. Und nicht allein England. Der König von Spanien ist nicht weniger empfänglich als die leichtgläubigste alte Jungfer. Vor fünf Monaten, als die Königin von Spanien London einen Besuch abstattete, suchte sie inkognito einen kleinen, alten Mann auf, der eine Weltautorität für Talismane und Horoskope sein soll. Er fragte sie nach den Details ihrer Geburt — fünfzehn Minuten lang nach Ort und Zeit derselben — und stellte ihr dann das Horoskop. Seine Kenntnis von ihrer Vergangenheit erwies sich so unheimlich, daß sie ihn sofort beauftragte, ihrem Gatten, dem König, das Horoskop zu stellen. Und hier sieht man, wie es sich mit der Furnitur von Zivilisation verhält, selbst, wo es sich um Könige handelt.

„Der König gerät in eine furchtbare Lage," sagte der Greis nach einer Woche der Berechnungen. „Er tritt demnächst in das Haus des Skorpion ein, und vom 1. Juli bis zum 30. Oktober wird er sich in großer Gefahr, ermordet zu werden, befinden." — „Was kann er tun?" fragte die Königin. — „Madam," war die Antwort, ich stelle Horoskope, ich bin kein Staatsmann." Die Königin ging nach Spanien zurück, und man konnte sehr bald feststellen, daß das eiserne Gesetz des Diktators, Generals Primo de Rivera, milder wurde. Jede Methode, die man ausdenken konnte, um die königliche Popularität zu steigern, wurde angewandt, und auf diese Weise wurde einer ganzen Nation ohne deren Wissen das Leben erleichtert, und das alles wegen eines kleinen, alten Mannes, der in einer

einzigen Kammer im Dachgeschoß eines Hauses in einem finsteren Londoner Square 2000 Meilen von Madrid entfernt lebt. Dieser Alte hatte mir also davon erzählt, und mit wachsendem Interesse beobachtete ich, als der Juni zu Ende ging, die Zeitungen. Dann wurden am 1. Juli — auf einen Tag — die beiden notorischen Anarchisten in Paris gefangengenommen. Wenigstens für einen Augenblick war der König sicher, in London frei herumgehen zu können. Er begann ganz öffentlich in dem allgemeinen Restaurant seines Hotels zu lunchen, und damit kommen wir zu einem weiteren Aspekt des veränderten London. Mit einem Schlag war das Hotel von englischen Frauen belagert. Sie lunchten oder dinierten einzeln oder in Paaren, in Gruppen zu zehn, alle begierig, einen Blick auf das gutmütige Gesicht des Königs Alfonso zu werfen. Es waren durchaus nicht die „Flappers".*) Es waren die Mütter und die Tanten der Flappers, die so eifrig herbeigeeilt waren, Alfonso zu sehen, wie ihre Töchter sich hysterisch um den neuesten Filmstar drängen. „Ich muß Sie sprechen," sagte eine Dame der Gesellschaft zu einem Bekannten von mir. „Ich sah den König von Spanien Sie zuerst begrüßen und Ihre beiden Hände in den seinen festhalten. Ich habe ihn das bisher niemals tun sehen. Sagen Sie mir, wer Sie sind!" Der Mann ist bekannt als einer der größten Snobs Londons. Er kommt von nirgends — genau gesagt aus den Kolonien — und hat wochenlang nichts anderes getan, als den König hartnäckig zu verfolgen. Er ist nur einer unter vielen, die die wenigst erfreuliche Gruppe der Gesellschaft bilden. Gegenwärtig ist er der ungekrönte Führer einer Anzahl Neureicher, die ihre gesamte Zeit damit verbringen, Fürsten nachzujagen. Sie geben Luncheon parties im „Prince", Tee parties im Ritz und Dinner parties im Claridge. Ihre ganze Unterhaltung dreht sich um Herzöge, mit denen sie zusammen waren. Sie bezahlen die Spalten der Zeitungen für den Abdruck der Listen ihrer Gäste. Sie laden Reporter zu sich ein. Sie bezahlen Büros, die ihnen persönliche Publizität sichern sollen. Es ist etwas Schreckliches um diesen Zusammenbruch der englischen Reserviertheit; denn es sind nicht nur die Emporkömmlinge, die ihre Namen in der Zeitung sehen wollen. Die alte Aristokratie, die jahrhundertelang sich ihre Exklusivität bewahrt hat, Marquis und Earls, haben nicht nur keine Abneigung dagegen, in dem Anzeigenteil der Zeitung zu erscheinen; sie begrüßen es. Es gab Zeiten, wo Reporter, die

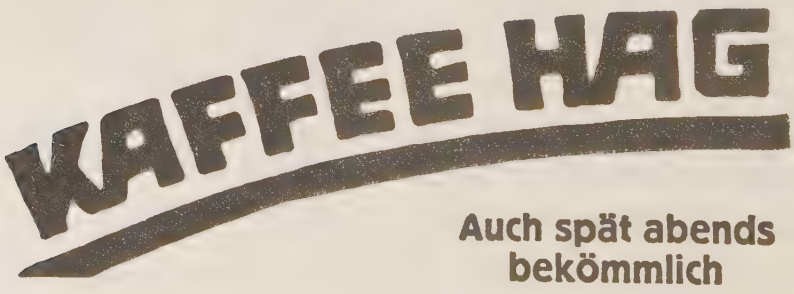
*) „Flapper" . . . Slang: die Studentin.

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle
Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure · Eiweiss · Zucker ·
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung
1925 = 16 000 Badegäste.

es gewagt hätten, in ein Haus einzudringen, um ein Interview zu erzwingen, einfach hinausgeworfen wurden. Heute — ich bin Journalist und weiß es — gibt es kaum 500 Personen in England, die wirklich dagegen sind, ihren Namen gedruckt zu sehen. Tatsächlich ist es nur noch die kleine Schar der Journalisten selbst, oder wenigstens der ehemaligen Journalisten, wie Sir James Barrie, die sich wirklich ernstlich darum bemühen, über ihre persönlichen Angelegenheiten Diskretion zu bewahren. Es ist eine paradoxe aber traurige Wahrheit.

Ich erwähnte soeben Büros. Darunter verstehe ich Organisationen, die es unternehmen, für einen bestimmten Preis alles für jeden zu besorgen. Erst jetzt, wo außerordentlich schwere Steuern so viele alte Familien zwingen, auf ihre Sekretäre und Butler zu verzichten, läßt sich feststellen, wie Jahrhunderte des Geleitetwerdens die Aristokratie der mentalen Initiative beraubt haben. Sie sind tapfer genug im Kriege; sie sind zuvorkommend genug im Ballsaal, aber wenn es sich darum handelt, auch nur die einfachste Sache für sich selbst zu tun, so sind sie bereit, jeden Preis zu zahlen, um es andere für sich tun zu lassen. Eines dieser Büros hat eine spezielle Klientel unter dem Adel. Es vergeht keine Minute am Tage, ohne daß das Telephon läutet. Wenn Seine Lordschaft X. im Aeroplan nach Paris zu fahren wünscht, so wird es ihm nicht einfallen, nach den „Imperial Airways Headquarters" im Piccadilly, dem Zentrum Londons zu gehen. Er telephoniert das Büro an und bestellt hilflos ein „ticket". Wenn er ins Ausland reisen will, so hat er nicht die Initiative, an ein Hotel um ein Unterkommen zu schreiben, er telephoniert das Büro an. Will er seiner Dame Orchideen schicken, so telephoniert er nicht in die Blumenhandlung, sondern in das Büro. Braucht er Theaterbilletts, so wendet er sich an das Büro, braucht er — und dies ist ein tatsächlich eingetretener Fall — eine Badekappe, so begibt er sich nicht in das Geschäft, sondern in das Büro.

Persönlicher Komfort! Das ist es, wofür jedermann heutzutage alles zu opfern bereit ist. Wir leben im Zeitalter des Luxus. Ein berühmter Schriftsteller, der dieser Tage gefragt wurde, welche Karriere er für seinen Sohn in Aussicht genommen hätte, antwortete: „Ich will ihn Installateur werden lassen." Seine Zuhörer lachten, aber er blieb ganz ernst. „Ich meine," sagte er, „ganz exquisite Installation natürlich. Ueber-Badezimmer und exotische Waschräume. Dies ist für England die Aera, die der der Römer entspricht, als sie mit dem Bauen ihrer Thermen begannen. Damit wird man ein Vermögen machen können, dessen bin ich sicher." Der Mann war ein Zyniker, aber er hatte noch Glück. Er hatte nur einen Sohn, den er zu versorgen hatte, er



hatte keine Tochter. Eine hübsche, unverheiratete Tochter in London zu haben, ist der härteste Fluch, den man sich vorstellen kann. Das netteste Mädchen ist heutzutage überzeugt, daß es die gleichen erotischen Freiheiten habe, und daß es ihr wie ihrem Bruder erlaubt ist, vor der Ehe „to sow her wild oats". Das Auto und die neuesten Präservativmethoden machen es ihr leicht. „Ich will mich davon überzeugen, daß ich Soundso nicht nur als Mensch, sondern auch die physische Vereinigung mit ihm liebe," sagt sie, und dann geht sie hin und probiert es aus. Ich will in keiner Weise andeuten, daß unter den jungen Mädchen der englischen Gesellschaft Morallosigkeit einreißt, das ist nicht der Fall. Trotzdem glaube ich, sagen zu können, daß unter fünf jungen Mädchen kaum eines keusch ist.

Noch einen anderen Fluch gibt es für das moderne Mädchen in London, und wenn er auch nur wenige betrifft, so ist er doch beachtenswert. Niemals hat es so viele junge Erbinnen in London gegeben. Ihre Brüder sind im Krieg getötet worden, und die großen Vermögen fallen ihnen auf diese Weise zu. Manche sind sogar hübsch. Aber das ist eine Ausnahme bei Erbinnen. Von dem Augenblick an, wo sie die Schulbank verlassen haben, werden sie von Männern belästigt, die sie heiraten wollen. Zuerst sind es die jungen Leute, in der Gegend, in der sie aufgewachsen sind. Nach ihrer ersten Saison ist es ihr Vormund, der sie mit Heiratsanträgen belästigt. Dann kommt jeder Mitgiftjäger Londons, und es gibt deren Hunderte, und die Mädchen bekommen von allen Seiten Heiratsanträge. Armes, kleines, reiches Mädchen! Selbst wenn ein Mann sie wirklich um ihrer selbst willen liebt, so argwöhnen die armen Kinder, daß es ihr Geld ist, das ihn lockt. Was können sie tun? Nicht viel. Was sie tatsächlich tun, ist, sich hinter einer Mauer von Selbstverteidigung zurückzuziehen. In jedem Fall ist diese Mauer eine andere. Eine zieht sich auf das Land zurück und konzentriert alle ihre Empfindungen auf die Jagd. Eine andere wird Automobilistin. Eine dritte reist rund um die Welt, endlos, endlos, immer in der Hoffnung, einen Mann zu treffen, der sie liebt und um ihre Hand anhält, ohne von dem Vermögen zu wissen, das sie mitbringt.

Das Tragikomische daran ist, daß die armen Kinder glauben, damit dem Hineinfallen zu entgehen. Nichts aber ist leichter für einen Taugenichts, als sie zu gewinnen. Alles, was er braucht, ist, nach der ersten Gesellschaft, die bei einer von ihnen gegeben wurde, zu sagen: „Oh, ich danke Ihnen so sehr, es war bezaubernd, aber natürlich werde ich Sie nicht wiedersehen."

Das Mädchen, das, und sei es auch nur durch die Eingeladenenliste, erfährt, daß er eine gute Partie ist, fühlt sich verpflichtet zu fragen: „Warum?"

Worauf der Taugenichts antwortet: „Ich bin eben ein Narr, ich weiß, daß ich Ihnen nichts Großartiges bieten kann, und ich bin noch stolz genug, mich unbehaglich zu fühlen, wenn ich Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehme, und weiß, daß ich sie nicht erwidern kann. Es ist schade, aber es ist nicht zu ändern! Good bye!"

Und sofort denkt das arme, kleine, reiche Mädchen: Himmel, hier ist vielleicht endlich ein Mann, der mich um meiner selbst willen liebt und der kein Mitgiftjäger ist. Der Rest ist leicht — für den Taugenichts.

Armes, kleines, reiches Mädchen! *Patrick Rankin.*

II. Retourkutschen (London via Berlin). Ich sitze in meinem *Londoner Gesellschaftsklub.* An einem Nebentische nimmt ein strebsamer junger Deutscher in offizieller Stellung, der über mehr Geld als Verstand verfügt, Platz, begleitet von einem typischen Deutsch-Engländer, der in Kleidung die Gentry kopieren möchte, aber in seinem völlig unsportlichen und untrainierten Körperbau die Abkunft aus der norddeutschen Tiefebene, dieser Heimat der Erdenschwere, nicht verleugnen kann. Zum Lagerbier werden Hummern und andere Delikatessen verzehrt, der Gemischtvölkliche ist leider Gottes Mitglied meines Klubs. Der deutsche Diplomat, der von englischen Klubsitten keine Ahnung hat, will, ohne Mitgliedsbeitrag zu zahlen, das zum Teil aus den Mitgliedsbeiträgen gedeckte verhältnismäßig wohlfeile Lunch — nur für Mitglieder und „ihre Gäste" — genießen und entblödet sich daher nicht, den schwersten Verstoß gegen englische Klubsitten zu begehen: in einem Klub, in den man durch ein Mitglied eingeführt ist, mit diesem die Zeche im Verhältnis eins zu eins zu teilen.

*

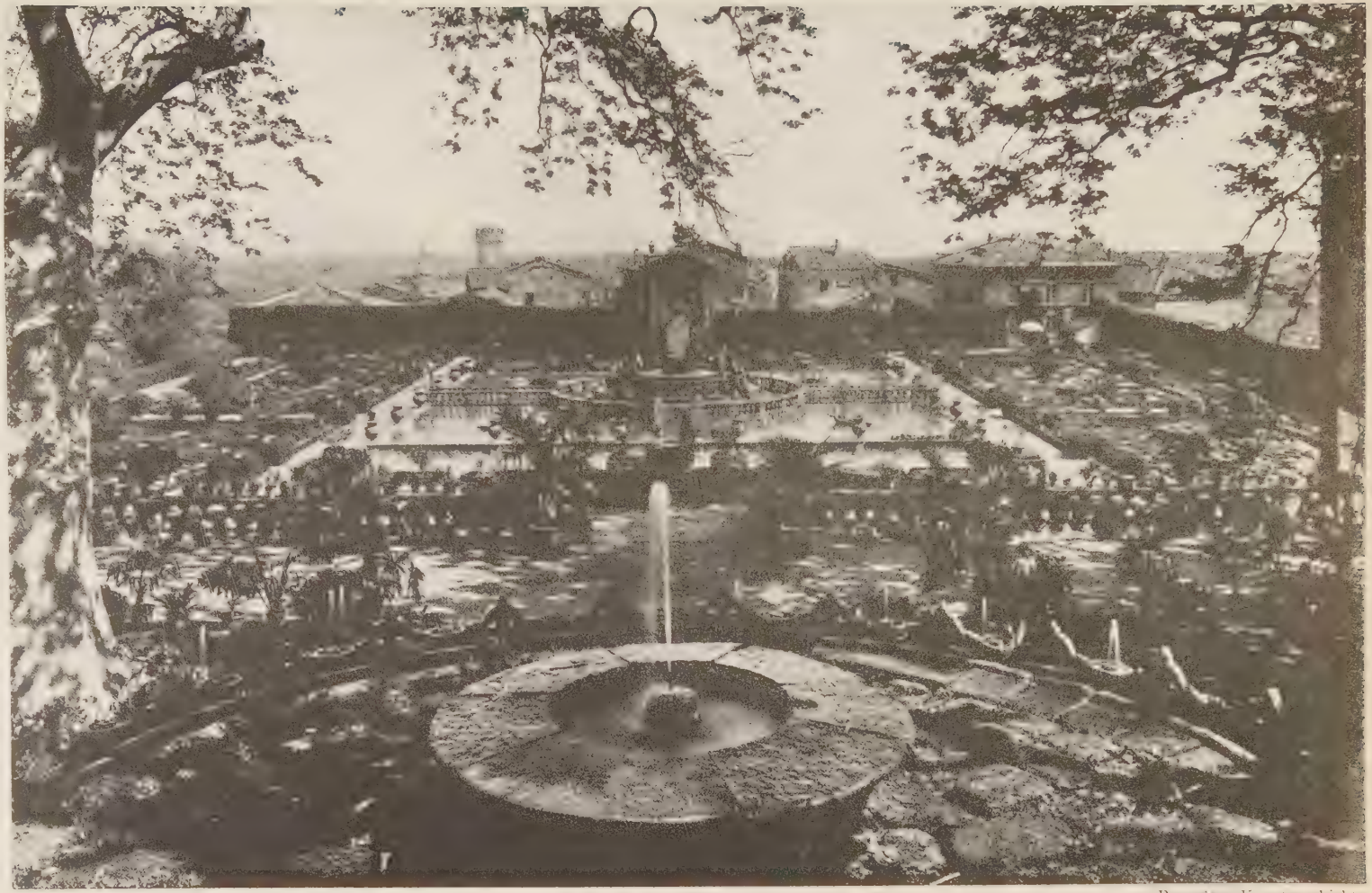
In Berlin führt man in einem Theater unter krampfhaftem Aufwand des Bestandes eines **Pelzgeschäftes** *Galsworthys „Loyalties"* auf.

Als ich vor drei Jahren an einem hundekalten, nebelschweren Märztag zum ersten Male das Foreign Office betrat, trug ich einen schönen Nerzpelz, der meinem Vater von Witte auf einer Rußlandreise geschenkt worden war. Ein junger Herr des Foreign Office, an den ich eine Empfehlung eines gemeinsamen Bekannten aus Genf mitbrachte, nahm mich freundschaftlichst beiseite, gab mir das größte Geheimnis eines englischen Junggesellenherzens: seine Schneideradresse, preis und flüsterte mir ins Ohr: „Gentlemen tragen überhaupt keine Pelze in England — wenn sie nicht etwa über 70 sind und nur weiße Haare auf dem Kopfe haben. Pelze überlassen wir osteuropäischen, polnischen und tschechoslowakischen Inflationsgewinnlern!"

Stilgerecht wären also die Pelze ins Eßzimmer zum Diner mitzunehmen, denn englische Butler stehlen bekanntlich mit Vorliebe Herrenpelze.

Berlin via London. Deutsche Athleten — Akademiker, Bankbeamte, Kaufleute und Oberlehrer, durchweg mit dem Abitur ausgestattet — kommen auf besonderen englischen Wunsch zu den englischen leichtathletischen Meisterschaften nach Stamford Bridge. Vertrauensvoll legt die deutsche Reichsbehörde für Leibesübungen die Unterbringung der deutschen Mannschaft in englische Hände.

Ergebnis: Niemand begrüßt die deutsche Mannschaft, die in zwei Sonderflugzeugen in Croyden landet, ein gutmütiger Schutzmann weist die nicht übermäßig sprachbegabten Herren in dem gottverlassenen Londoner Vorort — Milieu Rixdorf und Britz — zu Autodroschken. Quartiere: Absteigequartiere internationaler Bankjünglinge der City. Keine ausreichende Badegelegenheit, keine Möglichkeit, jene Speisenfolge zu bestellen, die den einzelnen Teilnehmern zusagt. Alles auf Kosten der deutschen Sportverbände und des Deutschen Reiches, denn die Gastfreiheit der Engländer erstreckt sich nur auf die Teilnahme an den Wettspielen, nicht einmal auf Trainingmöglichkeit, die sich die deutschen Sportsleute mit klingender englischer Münze erkaufen müssen.



Propyläen-Kunstgeschichte

Terrasse und Garten der Villa Lante in Bagnaia bei Viterbo

London, National Galery

Giovanni Battista Moroni, Der Schneider

Am Vortag der Entscheidung in Stamford Bridge sensationelle deutsche Erfolge in den Vorläufen. Darauf werden die deutschen Athleten vor den Rennausschuß gerufen und es wird ihnen eröffnet, sie könnten, wenn siegreich in den Endläufen, disqualifiziert werden, denn: die schwarzen Hosen der deutschen Teilnehmer seien zwei Zentimeter kürzer als die Rennhosen der englischen Sportsleute! Also Hosenwechsel über Nacht! Das kann anscheinend dieselbe englische Moral nicht ertragen, die bedenkenlos junge Deutsche in Londoner Absteigequartiere zwecks Förderung ihres Seelenheils und zwecks Steigerung ihrer sportlichen Fitness unterzubringen wagt.

*

Im internationalen Lawn-Tennis-Verband gab es in diesem Frühjahr ein großes Gezänk über Deutschlands Aufnahme. Frankreich, vertreten durch Borotra, war dafür, England, vertreten durch einen Lord, dessen Sohn als Gentleman gegen Deutschland gefallen war, dagegen. Der Lord meinte, Deutschland müsse das Verbrechen an Belgien erst durch seine Aufnahme in den Völkerbund entsühnt haben. Borotra: *Wir* haben auch heute keine Angst vor Deutschland, aber seid ihr denn heute noch Froitzheim gewachsen?! Es bleibt bei dem Antrag des englischen Lords, Deutschland muß bis nach Aufnahme in den Völkerbund warten, denn die kleinen Völker gehorchen nicht französischer Ritterlichkeit, sondern dem Einfluß des pfundgewaltigen Albion — nicht nur in den Chefkabinetten der Banken und der Großindustrie, sondern leider auch manchmal auf dem grünen Rasen.

F. W. Seiwerth, Holzschnitt

Wimbledon 1926: Ein offenbar deutschfeindlicher alter englischer Schiedsrichter verwechselt Kozeluh, den tschechischen Spieler, mit einem verkappten Deutschen. Jede Entscheidung in dem Kampf zwischen Borotra und Kozeluh fällt zugunsten des Franzosen aus, jede Bemerkung des Schiedsrichters an die Adresse Kozeluhs wird in einem auch für Engländer fast unverständlichen Englisch hergemurmelt, während Borotra seine Entscheidungen klar und deutlich vernehmen kann. Nachdem Borotra ein paar falsche Entscheidungen des Schiedsrichters durch Preisgabe der nächsten Punkte demonstrativ abgelehnt hatte, ergeht sich der alte Herr noch einmal vom kurulischen Sessel in einer unverständlichen Rede an die Adresse Kozeluhs.

Borotra: „Du nicht verstehen alten Mann, noch servieren zwo Bälle, Josef!" — Wimbledon tobt über den jungen Basken, den Erben jenes alten englischen Sportgeistes, der verloren zu gehen droht, seitdem England nicht alle Sportmeisterschaften für sich und seine Söhne zu konservieren vermag.

W. H. E.

EINGEGANGENE BÜCHER*)

ANDERSEN, H. C.: *Gesammelte Märchen.* Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Ariadne, Jahrbuch der Nietzsche-Gesellschaft. München, Verlag der Nietzsche-Gesellschaft.

BAUDOUIN, CHARLES: *Der Couéismus.* Otto Reichl, Verlag, Darmstadt.

BERGMANN, Dr. W.: *Die Frau und der Sport.* Verlag Gerh. Stalling, Oldenburg.

Buch und Bucheinband. Eine Werbeschrift. Herausgeber: Otto Pfaff, Halle (Saale).

COUPERUS, LOUIS: *Iskander, der Roman Alexanders des Großen.* Philipp Reclam jun., Leipzig.

ERSKINE, CICELY: *Geschlecht nach Wunsch.* Orell Füßli, Zürich.

DOEGEN, WILHELM, Herausgeber: *Unter fremden Völkern.* Otto Stollberg, Verlag, Berlin.

EULENBERG, KARL zu: *Die Brunnen der großen Tiefe.* Atlantisroman. Verl. Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.

GÜNTHER, CHRISTIAN: *Die Maske eines Volkes.* Verlag und Druck Taylors Brauch Directory, den Haag.

HEYERMANS, HERMANS: *Bluff.* Rudolf Mosse, Berlin.

HILDENBRANDT, FRED: *Hochstapler.* Rudolf Mosse, Berlin.

KAERGEL, HANS CHRISTOPH: *Wolkenkratzer.* Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau.

KLOSE, Dr. ERICH: *Die Seele des Kindes.* Ferd. Enke, Stuttgart.

LEMPERTZ, HEINRICH G.: *Wesen der Gotik.* Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig.

LEONOW, LEONID: *Die Bauern von Wory.* Paul Zsolnay, Verlag, Berlin.

LEVY-LENZ, Dr. LUDWIG: *Sexual-Katastrophen.* A. H. Payne, Leipzig.

LIVRE D'OR DU BIBLIOPHILE. Chambre Syndicale des Editeurs de Livres d'Art. Et de Publications a tirage limité 117, Boulevard Saint-Germain, Paris.

LONDON, JACK: *Der Seewolf.* Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin W 50.

MANN, THOMAS: *Bemühungen.* S. Fischer, Verlag, Berlin.

MOSZKOWSKI, ALEXANDER: *Von Genies und Kamelen.* Eulenspiegel-Verlag, G. m. b. H., Leipzig.

NAUMANN, IDA, Herausg.: *Altgermanisches Frauenleben.* Verlag Eugen Diederichs, Jena.

NEUMANN-NEURODE, DETLEF: *Kinder-Sport.* Quelle & Meyer, Leipzig.

PAPUS: *Grundlagen der okkulten Wissenschaft.* Stein-Verlag, Wien.

QUIDDE, L.: *Caligula.* Hensel & Co., Berlin-Friedenau.

SCHÄFER, G.: *Boxen als Leibesübung.* Verlag Gerh. Stalling, Oldenburg.

SCHESTOW, LEO: *Potestas Clavium* oder *Die Schlüsselgewalt.* Verlag der Nietzsche-Gesellschaft, München.

SIEMSEN, HANS: *Paul ist gut.* Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

TILLICH, PAUL, Herausgeber: v. *Kairos, Zur Geisteslage und Geistes-wendung.* Otto Reichl, Darmstadt.

TÖNNIES, FERDINAND: *Soziologische Studien und Kritiken.* Jena, Verlag Gustav Fischer.

UNDSET, SIGRID: *Kristin Lavranstochter.* Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

UNGER, ALFRED H.: *Die Geschichten um den großen Nazarener.* Linser-Verlag, Berlin-Pankow.

WIETH-KNUDSEN: *Frauenfrage und Feminismus.* Franckscher Verlagshandlung, Stuttgart.

*) **Für die Auswahl der hier verzeichneten Bücher ist nicht immer deren Neuheit, sondern auch die Qualität maßgebend, wenn es sich um vergessene oder nicht genügend anerkannte Bücher handelt.**

89% Aerzte sind Anhänger der Brotella-Darm-Diät

(Ergebnis einer Rundfrage von Professor Dr. Gewecke)

Gutachten über Brotella

Ich kann Ihnen zu meiner größten Freude mitteilen, daß „Brotella" bei meiner Frau Wunder gewirkt hat und dies in einer unglaublich kurzen Zeit. Meine Frau litt derart an chronischer Constipation, daß kein Abführmittel irgend welchen Erfolg bei ihr hatte. Sie war daher schon lange davon abgekommen solche zu nehmen, die ja nur bei ständiger Benutzung weiter lähmend auf den Darm wirken würden. Nur allein mit Einläufen konnte sie eine Entleerung herbeiführen, was uns nicht ohne Grund große Sorgen verursachte.

Nach vierwöchentlichem Gebrauch Ihres „Brotella"-stark und -mild im Wechsel hat sie zu unserer größten Freude erreicht, was sie nimmer zu erreichen befürchtete, nämlich einen zeitlich regelmäßigen Stuhl. Sie fühlt sich wie neugeboren und ist Ihnen, ebenso wie ich von Herzen dankbar.

Ich habe seitdem Ihr „Brotella" verschiedentlich empfohlen, und wie es scheint, überall mit mehr oder weniger gleich überraschendem Erfolg.

Sie haben recht wenn Sie sagen, daß alle Laxans in den Orkus gehören, weil schon allzuviel Unheil damit angerichtet wurde. Ich stelle Ihnen frei, diese meine Erklärung nach Ihrem Gutdünken zu benutzen.

Dr. E. Scheible

BROTELLA ist eine nahrhafte, wohlschmeckende Suppenspeise aus Früchten, zum Frühstück und Abendessen, für Jung und Alt zur Verjüngung des ganzen Verdauungstraktus. Macht Brotella zu Eurer Deutschen Nationalspeise für die ganze Familie. Ihr werdet Brotella dankbar sein.

Brotella-mild, Pfd. M 1.40 / **Brotella-stark,** Pfd. M 2.—
Spezial-Brotella für Korpulente, Pfd. M 3.—, für Zuckerkranke, Pfd. M 3.—, für Nervöse, Pfd. M 3.—

In Apotheken, Drogerien, Reformhäusern

WILHELM HILLER / HANNOVER
CHEMISCHE UND NAHRUNGSMITTEL-FABRIK

PAUL GRAUPE

BERLIN W 35

AUKTION 66
24.—25. September
Deutsche Literatur in Erstdrucken u. Gesamtausgaben

AUKTION 67
1. und 2. Oktober
Nachlaß Vincent Mayer-Freiburg
Ein Dürer-Holzschnittwerk / Piranesi u. a. Alte Handzeichnungen
Sammlung Egon Zerner-Frankfurt
Moderne Graphik und Handzeichnungen / Daumier / Gavarni / Menzel

AUKTION 68
Anfang Oktober
Kunstliteratur / Handbibliothek Vincent Mayer / Luxusdrucke

KATALOGE AUF WUNSCH

OTTO WEHLE

DÜSSELDORF
KÖNIGSALLEE 68

BELEUCHTUNG
ELEKTR. APPARATE

Gentila Gürtel

machen straff
und schlank
und leicht
den Gang

★

Katalog H 3
kostenfrei!

★

J. J. Gentil G. m. b. H. **Berlin W 9**
Potsdamer Str. 5 (am Potsdamer Platz)
8 separate Anproberäume / Geöffnet von 9 bis 6 Uhr

VERLAG C. BRÜGEL & SOHN A.-G.
ANSBACH / BAYERN

S C H A C H

BACHMANN
Schachmeister Anderssen
2. Aufl. 305 Seiten. Geb. M 4.—

BACHMANN
Ratgeber für Schachfreunde
3. Aufl. 372 Seiten. Geb. M 4.—

BACHMANN
Schachfibel
108 S. Geh. M 1.50, geb. M 2.—

Prospekte über unseren gesamten Schachverlag stehen auf Wunsch kostenlos zu Diensten.

SPAMERSCHE BUCHDRUCKEREI LEIPZIG

1600 ARBEITER UND ANGESTELLTE

FERNSPRECHER 64311
FÜR FERNGESPR. 63948
170 DRUCKMASCHINEN
106 SETZMASCHINEN

GROSSDRUCKHAUS FÜR INDUSTRIE, HANDEL UND GEBRAUCHSGRAPHIK

DRUCK WISSENSCHAFTLICHER UND BIBLIOPHILER LITERATUR • KATALOGE • UMSCHLÄGE • PROSPEKTE PLAKATE • ETIKETTEN • ZEITSCHRIFTEN • PACKUNGEN IN BUCHDRUCK UND OFFSETDRUCK • WINCORDRUCK ANASTATISCHER DRUCK • FILMDRUCK • ROTATIONS-, FARBEN- UND ILLUSTRATIONSDRUCK • KLISCHEES

MUSTER UND KOSTEN-VORANSCHLAG SOFORT

Stilmöbel
Antiquitäten
Hugo Baruch & Cie.
Lindenstr. 18-19
Sehr preiswert
Beaueme Zahlungs-bedingungen

Benutzen Sie zum Aufbewahren Ihrer kostbaren Schallplatten unsere

Schallplatten-Alben

Marke

LIBLO

Zu beziehen durch alle Fachgeschäfte

Album-Fabrik

Leipziger Buchbinderei A.G.

vorm. Gustav Fritzsche

Leipzig-R. **Berlin S 42**

Birkenwerder bei Berlin **sanatorium**
Physikalisch-diätetische Kuranstalt

Bad Kudowa Kreis Glatz Herz-Sanatorium!
Kohlens. Mineralbäd. des Bades im Hause. Aller Komfort. Mäßige Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5

St. Blasien im südl.-bad. Schwarzwald Höhenluftkurort (800 m)
Prospekt durch städtische Kurverwaltung.

Kitzbühel Tirol, (800 m). Wärmstes Gebirgssee-Freibad. Alpine Sommerfrische I. Ranges. Mäßige Preise. Illustrierter Prospekt, Hotelverzeichnisse und Privatwohnungslisten durch den Verkehrsverein.

Meran Sonniger Südalpen-Kurort. Alle modernen Kurmittel und Sporteinrichtungen. Hotel- und Sanatorienkultur bei mäßigen Preisen. Kurvorstehung.

Otto Wilhelm
Barth-Verlag
G. m. b. H.

München-Planegg

Verlangen Sie unsere Prospekte!

Astrologie
Magie
Mystik
Okkulte Medizin
+
Gesamtausgaben

Paracelsus
Eliphas Levi
Nonnos

GALERIE FLECHTHEIM

DÜSSELDORF
KÖNIGSALLEE 34.
BERLIN W 10
LÜTZOWUFER 13.

Impressionisten und Malerei von heute / Exotische Skulpturen.

Bronzen von Edgar Degas, de Fiori, Haller, Maillol, Sintenis.

Ausstellungen Winter 1926
In Berlin: de Vlamindk, Braque, Hofer, Levy, Picasso, Masereel; in Düsseldorf: Degas, Henri-Rousseau, Nauen usw.

Einige neue Museumskäufe von Skulpturen

DEGAS Nationalgalerie (Tänzerin, Piaffirendes Pferd) Kunsthalle Bremen (Tänzerin) / Städel Frankfurt (Zwei Tänzerinnen. Trabendes Pferd).

DE FIORI Albertinum Dresden (Dempsey) / Kunsthalle Mannheim (Schlendernde) / Museum Stettin (Jüngling) / Boymans Museum Rotterdam (Carina Ari) / Staatsgalerie Wien (Portrait Dempsey).

MAILLOL Museum Leipzig (Frau mit Krabbe).

MANOLO Museum Wallraf-Richartz Köln (Der Torero) Mannheim (Stehende Frau).

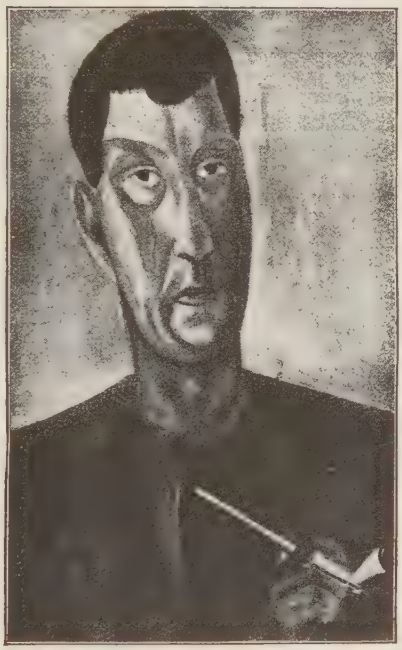
SINTENIS Köln (Boxer Brandl) / Museen Bremen, Danzig, Düsseldorf (Selbstportrait) / Bremen (Paul Grätz) / Mannheim (E. Toller) / Athenaeum Helsingfors u. Museum Rodin Paris (Nurmi).

HALLER Kunstmuseum Düsseldorf (Mädchentorso)

Trinkt deutschen Wein!

KÜNSTLER-BEKENNTNISSE

Briefe, Tagebuchblätter, Betrachtungen heutiger Künstler



Mit 32 Tafeln und 16 Zeichnungen im Text. In Ganzleinen 8 M

André Derain: Selbstbildnis

Gesammelt und herausgegeben von PAUL WESTHEIM

★

Marées, Thoma, Liebermann, Corinth, Sisley, Rodin, Ensor, Hodler, Cézanne, Gauguin, van Gogh, Signac, Olbrich, Henri Rousseau, Matisse, Picasso, Braque, Gris, Derain, Vlaminck, Marc Chagall, Kandinsky, Macke, Martinetti, Paula Modersohn, Poelzig, E. L. Kirchner, Nolde, Pechstein, Meidner, Kubin, Großmann, Taut, Grosz, Trier, Belling, Charlie Chaplin u. v. a. kommen in diesem Buch zu Wort.

DER PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN SW 68

Eine, die es zu spät las!

Zögern Sie nicht! Besorgen Sie sich sofort das neue Ullstein-Sonderheft „Iss gut und bleibe schlank“ und leben Sie danach! Es ist überall für M 1.25 zu haben!

БОСТАНЖОГЛО
ПАПИРОСЫ
BOSTANJOGLO
RUSSISCHE ZIGARETTEN
ÜBERALL ERHALTLICH
SOCIÉTÉ BOSTANJOGLO, HAMBURG
(N.J. BOSTANJOGLO AUS MOSKAU).
Unsere alte Tradition:
Einfache Packung, kostbarer Inhalt
№4 4 Pf.
№102 5 Pf.
№24 5 Pf.
№51 6 Pf.
№52 8 Pf.
№11 10 Pf.

S. Mastbaum
Kiel
Das führende Modehaus
Verlangen Sie Zusendung
von illustrierten Angeboten

HERMANN NOACK · BILDGIESSEREI

BERLIN-FRIEDENAU, FEHLERSTRASSE 8 / RHEINGAU 133 / GEGRÜNDET 1897

+

KUNST- UND KUNSTGEWERBLICHE METALLARBEITEN JEDER ART FÜR BAU UND INNEN-EINRICHTUNG NACH ZEICHNUNG UND MODELL

+

AUSFÜHRENDE WERKSTATT DER BEDEUTENDSTEN ARCHITEKTEN UND BILDHAUER

SPAMERSCHE BUCHDRUCKEREI LEIPZIG

1600 ARBEITER UND ANGESTELLTE

FERNSPRECHER 64311
FÜR FERNGESPR. 63948
170 DRUCKMASCHINEN
106 SETZMASCHINEN

GROSSDRUCKHAUS FÜR INDUSTRIE, HANDEL UND GEBRAUCHSGRAPHIK

DRUCK WISSENSCHAFTLICHER UND BIBLIOPHILER LITERATUR • KATALOGE • UMSCHLÄGE • PROSPEKTE PLAKATE • ETIKETTEN • ZEITSCHRIFTEN • PACKUNGEN IN BUCHDRUCK UND OFFSETDRUCK • WINCORDRUCK ANASTATISCHER DRUCK • FILMDRUCK • ROTATIONS-, FARBEN- UND ILLUSTRATIONSDRUCK • KLISCHEES

MUSTER UND KOSTEN-VORANSCHLAG SOFORT

DER ANSPRUCHSVOLLE
Buch-Verleger läßt binden bei

CARL EINBRODT
GROSSBUCHBINDEREI m.b.H. LEIPZIG

Vergleichsspiele mit den besten Meistern

aus der klassischen italienischen Epoche bewiesen die Überlegenheit der Instrumente aus der Werkstatt von

Professor Dr. Koch

Siehe auch den Artikel „Alte und neue Streichinstrumente" von Julius Lewin auf Seite 784 dieses Heftes. Prospekte:

Koch & Sterzel Abtlg. Geigenbau Dresden-A. 24

Soeben erscheint:

FERDINAND GREGOROVIUS

GESCHICHTE DER STADT ROM IM MITTELALTER

Neue vollständige Ausgabe in zwei Bänden in Dünndruck mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Fritz Schillmann. 3000 Seiten. Mit 240 Lichtdrucken nach alten Vorlagen

In Leinen gebunden . . . . . Mark 50.—
In Pergament gebunden . . . . . Mark 70.—
In Leder gebunden . . . . . Mark 80.—

Das monumentale Geschichtswerk, die Grundlage der europäischen Geschichte, in neuer, vollständiger Ausgabe, zum ersten Mal mit 240 Tafeln nach alten Vorlagen überraschend illustriert. Zehn Jahrhunderte deutsch-römischer Geschichte, „der leidenvollsten, ruhmreichsten und erhabensten Zeit, welche in den Annalen der Menschheit verzeichnet steht".

VERLAG WOLFGANG JESS / DRESDEN

Paraffintherapie.

Heiße Wachsbäder gegen Ischias, Rheumatismus, Gicht und Stoffwechselkrankheiten, nach ärztlichen Vorschriften. Entfettungskuren.

Konsort. für Paraffintherapie G. m. b. H.
Joachimsthl. Str. 21. Bism. 7853.
Vergebung von Lizenzen.

ORDNUNG
VON BIBLIOTHEKEN

REGISTERARBEITEN

JEDER ART UND DEN NACHWEIS WISSENSCHAFTLICHEN MATERIALS

UBERNIMMT

OSKAR ARNSTEIN
BERLIN-SCHÖNEBERG
KÖNIGSWEG 4,I

JAHRZEHNTELANGE ERFAHRUNG
REFERENZEN ZUR VERFÜGUNG

Die
Vossische
Zeitung
mit
ihrem Weltdienst

4,30 Mk.
monatlich

Bestellungen bei der
Post und beim Verlag
Berlin SW 68

Trinkt Deutschen Wein!

Schule

Hellerau-Laxenburg

Berufsausbildung

Rhythm. Gymnastik · Musik · Körperbildung
Tanz * Internat · Alter Park · Sportgelegenheit

Jllustrierter Prospekt —.50 ö. S.

Sekretariat
Schloß Laxenburg bei Wien

Beginn
27. September

Europas größte Pianofortefabriken

Pianos / Flügel

Qualitätsware in jeder Preislage, solide und äußerst preiswert

Teilzahlung!

Weit über 150000 Instrumente verkauft, ein alleindastehender Beweis für die Beliebtheit unserer Instrumente

GEBR. ZIMMERMANN
27 Potsdamer Straße 27

AUKTION CXIII

in Vorbereitung

GOETHE UND SEIN KREIS

Porträts / Stiche
Erinnerungsstücke

Ende Oktober

Porträts / Handzeichnungen / Stiche

KARL ERNST HENRICI / BERLIN W35, LÜTZOWSTRASSE 82

BEDEUTENDE NEUERSCHEINUNGEN

PVZ

FRANZ WERFEL

Paulus unter den Juden

DRAMATISCHE LEGENDE

1. BIS 10. TAUSEND

Ein Werk, dessen dialektische Leidenschaftlichkeit und meisterhafte Sprachwucht tief erschüttern. Obwohl es um tiefste seelische Wunder geht, bleibt alles stets sichtbarer Kampf und heroisches Theater. Damit ist kaum Erreichbares erreicht.
(Leipziger Tageblatt)

Halbleinenband M 5.50 / Ganzleinenband M 6.25

JOHN GALSWORTHY

Der weiße Affe

ROMAN

1. BIS 30. TAUSEND

Übersetzt von Leon Schalit

Dieser Roman, ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk, setzt die weltberühmte Forsyte Saga fort und schildert die äußere und innere Umschichtung der Gesellschaft der Nachkriegszeit. Das äußerliche Fortschrittspathos leise ironisierend, blickt Galsworthy doch vertrauensvoll in die Zukunft.

Halbleinenband M 6.– / Ganzleinenband M 7.–

LEONID LEONOW

Die Bauern von Wory

ROMAN

Übersetzt von B. Prochaska und D. Umanskij

Ein großangelegtes Gemälde aus dem neuen Rußland, doch nicht nur groß angelegt, sondern auch in großem Stil durchgeführt, von einem Könner, der sich seiner berühmtesten Vorfahren in der russischen Literatur nicht zu schämen braucht.
(Berliner Tageblatt)

Ganzleinenband M 8.–

PAUL ZSOLNAY VERLAG / BERLIN-WIEN